



Berlin, den 21. März 1903.

Hammurabi.

Norman in der Reihe der Zehn, die, in der Epistel an Hollmann, der Kaiser als auserwählte Empfänger göttlicher Offenbarung nennt, steht Hammurabi; er ist der Erste von Denen, die „Gott ausgesucht und seiner Gnade gewürdigt hat, für ihre Völker auf dem geistigen wie physischen Gebiet nach seinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leisten.“ Nicht Jeder wird finden, Hammurabi habe Unvergängliches geleistet, nicht jeder Gebildete auch nur wissen, welche Leistung diesem König zu danken sei, dessen Name — noch im neuen Brockhaus sucht man ihn vergebens — seit ein paar Jahren den Kunstspezialisten geläufig ist. Und selbst sie erzählen von dem Jahrtausende lang Verschollenen nicht allzu viel. Hammurabi, sagt Herr Dr. Winckler („Das alte Westasien“ in Helmolt's Weltgeschichte), regierte von 2267 bis 2213. Er war der sechste König der aus Kanaan eingewanderten Dynastie, eroberte den Süden und herrschte als Erster über das ganze Babylonien. Er pugte sich mit dem Titel eines Königs von Palästina, war Basallim-Sin, des Elamitenkönigs, baute einen Kanal und gab seinem Volk ein Bürgerliches Gesetzbuch, das vor einem Jahr von dem Dominikaner Scheil und dem französischen Archäologen Morgan in Susa gefunden wurde. Daß er den eigenen Werth nicht gering schätzte, lehren die Steine und Thontafeln, die seines Wirkens Spur bewahren. Nach dem Sieg über Südbabylonien schrieb er: „Als Anu und Bel das Land Sumer und Akkad mir verliehen hatten und ihre Zügel in meine Herrscherhand legten, grub ich den Kanal, Hammurabi ist der Segen der Menschen, der das Wasser der Fruchtbarkeit nach Sumer und Akkad führt; beide Ufer machte ich zu bestellbarem Lande, baute Getreide-

speicher und sorgte, daß immerdar Wasser vorhanden sei.“ Auf dem Dioritblock, dem seine Gesetze eingemeißelt sind, nennt er sich die Sonne von Babylon, deren Licht über Süd und Nord hinstrahle, den gewaltigen und gerechten König, und ruft: „Wer einen Rechtsstreit hat, vernehme meine kostbaren Worte und spreche, froh aufathmend, dann: Ein wahrer Vater ist Hammurabi seinem Volke!“ Herr Professor Deligisch, der diese Sätze citirt, rühmt ihn als frühen Monotheisten und giebt uns das Abbild eines Basrelief, auf dem dargestellt ist, wie von Schamash, dem Sonnengott, der König zum Werk der Gesetzgebung inspirirt wird. Später, so lesen wir bei Winckler, muß das Reich Hammurabis sacht verfallen sein; denn die Kassiten kamen und konnten sich ohne große Anstrengung in das warme Reich setzen. Das ist ungefähr Alles, was wir heute wissen; und dieses Wenige sogar wird nur strenggläubige Einfalt für gewiß, für unverletzlichen Besitz des Menschheitsbewußtseins halten. Erstes Bedenken: das einzig erhebliche Zeugniß liefern offizielle Urkunden, die viertausend Jahre alt sind und dem Befehl eines ruhmstüchtigen Despoten entstammen. Vielleicht war Hammurabi ein roi fainéant, der sich weder um das Heer noch um die Verwaltung des Reiches kümmerte, tüchtige Feldherren und Landpfleger schalten ließ und nur darauf hielt, daß ihm alle Ehre zugeschrieben ward. Wenn von der Geschichte des neuen Deutschen Reiches keine lebendige Ueberlieferung und kein Papierzeug zeugte, wenn nichts von ihr bliebe als ein paar offizielle Urkunden aus den Jahren 1890 bis 1900, dann müßte der ferne Enkel glauben, der bescheidene alte Herr, der auf Kommando jetzt Wilhelm der Große genannt wird, habe Deutschlands Einheit bereitet, geschaffen, gegen Fährniß gesichert. Zweites Bedenken: die Resultate der Keilschriftforschung haben seit Niebuhrs und Grotefends Tagen recht häufig geschwankt und sind noch jetzt durchaus nicht so sicher, wie leicht eingekullte Schulweisheit sich träumt. Aus der von Winckler und Zimmern bearbeiteten dritten Auflage von Schraders Werk „Die Keilschriften und das Alte Testament“ — schon der Titel des seit dreißig Jahren veröffentlichten Buches sollte vor dem Wahn warnen, Herr Deligisch habe vorgestern der Judenthümlichkeit neuen Heiles Botschaft gebracht — kann man lernen, daß es für einzelne Wörter und Silben ein Duzend Lesarten giebt und daß, zum Beispiel, der Assyriologe Zimmern einen Entzifferungsversuch des Assyriologen Deligisch für un diskutirbar hält. Vielleicht blickt ein spätes Geschlecht auf Grotefends emsige Erben einst mit dem selben Lächeln zurück wie das heute lebende auf Alchemisten und Astrologen. Vielleicht wird von nie irrender Wissenschaft eines Tages „bewiesen“, die Kanalarkunde sei durch nachträgliche Interpolation

entstellt, der Dioritblock von Susa sammt seinem Gesezesstext ein Fälscherwerk und nie habe ein Hammurabi über Babylonien geherrscht. Das ist nicht unmöglich, trotzdem Herr Professor Deligisch auch in der Assyriologie die assistentia spiritus sancti, den Odem eines Weltenschöpfers spürt; „gewiß nicht ohne Gottes Willen“, schreibt er, „vollzieht sich in unserer Zeit die Wiedererstehung des babylonisch-assyrischen Schriftthumes“. Ein größerer Friedrich pflegte zu spotten: den lieben Gott lasse Jeder sagen, was sein Menschenohr gerade zu hören wünscht.

Einerei. Wir haben Hammurabi und lassen ihn uns so bald nicht wieder nehmen. Er ist rasch populär geworden, lebt sogar in den Wigblättern schon und wird in den nächsten Supplementbänden von Meyer und Brockhaus sicher nicht fehlen. Oeffentliche Meinung, die ehrwürdige Totenrichterin unserer hellen Tage, spricht über ihn: Ein großer Mann, in dem Gott — Schamash, Marduk, Jahwe oder ein anderer Tyrann des Orientaleshimmels — sich offenbarte, ein Allerhöchster Herr, der Unvergängliches zu leisten vermochte, weil er von der Gnade des Höchsten zu solchem Thun auserwählt war. Daß er spät erst vom Christensinn als ein Inspirirter erkannt wurde, hat der König mit dem Weisen gemein, der ihm in der Epistel an Hollmann als neunter Empfänger göttlicher Offenbarung folgt: mit Immanuel Kant. Der brauchte zwar nicht ganz so lange zu warten, ist immerhin aber auch erst hundert Jahre nach seinem Tode heilig gesprochen worden. Als seine Kritik der reinen Vernunft erschien, war der Kronprinz von Preußen gerade Rosenkreuzer geworden. Und als dieser Kronprinz, der Freund Bischoffwerders und Wöllners, König Friedrich Wilhelm der Zweite hieß, ging es denen, so nicht den rechten Glauben hatten, an Hals und Kragen. Wöllners Edikt von 1788 verhieß freilich, die friderizianische Toleranz werde erhalten bleiben, „so lange ein Jeder ruhig als ein guter Bürger des Staates seine Pflichten erfüllt, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behält und sich sorgfältig hütet, solche nicht auszubreiten oder Andere zu überreden und in ihrem Glauben irr oder wankend zu machen.“ Doch wie der kleine Deligisch, der, nach des Kaisers Ansicht, „heilige Begriffe angerempelt und manchem Hörer an sein Innerstes getastet hat“, sollte auch der große Kant von harter Rüge getroffen werden. Eben war, wie anno 1901 der Redner der Deutschen Orientgesellschaft, „der so geschickte und rechtschaffene Mann, der mit unermüdetem Eifer zum Ruhm der königsberger Universität arbeitet“, vom Monarchen ausgezeichnet worden. Da erschien, mit dem Imprimatur der philosophischen Fakultät, Kants „Religion innerhalb der Grenzen der

bloßen Vernunft“; und nun griff der König selbst mit einem Machtwort ein. Am ersten Oktober 1794 erging eine von Wöllner gezeichnete Kabinettsordre, die mit gnädigem Gruß begann, sehr ungnädig dann aber fortfuhr: „Unsere Höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christenthumes mißbraucht; wie Ihr Dieses namentlich in Eurem Buch, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, desgleichen in anderen kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben Uns zu Euch eines Besseren versehen; da Ihr selbst einsehen müßet, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohlbekannten landesväterlichen Absichten handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts Dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.“ Ueber der Kabinettsordre stand: „Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen.“ Dieser König von Gottes Gnaden fand also, Kant habe Grundlehren des Christenthumes „entstellt und herabgewürdigt“; und den so rauh Angepackten nennt ein anderer Preußenkönig von Gottes Gnaden nun unter den Männern, die „Gott ausgesucht und seiner Gnade gewürdigt hat, für ihre Völker auf dem geistigen wie physischen Gebiet nach seinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leisten“. Hat Kant, der damals schon siebenzig Jahre alt war, etwa widerrufen? Nein. Er schrieb auf einen Zettel: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Fall wie der gegenwärtige ist Unterthanenpflicht; und wenn Alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen“. Er antwortete dem König in einem eben so devoten wie diplomatischen Brief. Die getadelten Schriften seien „nur als Verhandlungen zwischen Fakultätgelehrten des theologischen und philosophischen Faches“ zu nehmen; „um auch dem mindesten Verdacht vorzubeugen, so halte ich für das Sicherste, hiermit als Ew. Majestät getreuster Unterthan feierlichst zu erklären: daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde.“ Die Worte „als

Em. Majestät getreuester Unterthan" sollten, so sagte er selbst später, bedeuten: er verpflichte sich, zu schweigen, so lange der König lebe. Diese reservatio mentalis gab ihm die Möglichkeit, nach dem Tode des dicken Wilhelms, als die reine Vernunft wieder hoffähig geworden war, in der Vorrede zum „Streit der Fakultäten“ die Geschichte seiner Ungnade zu erzählen. Er konnte daran erinnern, daß er, als ihm die Sonne noch schien und der Gebrauch seines antichristlichen Buches den Universitätslehrern noch nicht verboten war, den Theologen schon aufgefordert hatte, die Vernunftgründe des Philosophen durch andere Vernunftgründe unkräftig zu machen, nicht „durch Bannstrahlen, die er aus dem Gewölk der Hoslust auf sie fallen läßt“. Er hat nicht widerrufen. Der selbe Mann war Friedrich Wilhelm dem Zweiten ein Feind des Glaubens, Wilhelm dem Zweiten ein von göttlicher Offenbarung Erfüllung. Und beide Könige waren „von Gottes Gnaden“.

Dieser Dissens hätte Staunen erregt und die Frömmsten selbst zum Nachdenken gestimmt, wenn Persönlichkeit und Leistung des zuerst Censurten und dann Kanonisirten im Volksempfinden lebendig wären. Was aber ist dem Neudeutschen Kant? Ein Name; und Name ist Schall und Rauch. Vor einem Jahr, als in Düsseldorf die Gewerbeausstellung eröffnet wurde, sprach der Kanzler als zweiter Festredner des Deutschen Reiches: „Unser großer Königsberger Weiser Kant hat seiner ersten Schrift den Titel gegeben: ‚Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte‘. Ich glaube, daß wir nach unserem heutigen Rundgang in dieser Schätzung reicher geworden sind.“ Graf Bülow glaubte also, der junge Immanuel habe den Werth der Wirtschaftskräfte zu schätzen versucht. Hätte der Redner auch nur den vollständigen Titel („und Beurtheilung der Beweise, deren sich Herr von Leibniz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben, nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kraft der Körper überhaupt betreffen“), hätte er nur den Anfang des Vorwortes zu der von ihm citirten Schrift gelesen, dann wäre der groteske Irrthum unmöglich gewesen. Was haben Leibnizens Kraft- und Raumbegriffe, was Descartes, Galilei und Newton mit dem Werth einer Gewerbeausstellung zu schaffen? Im vierten Bande von Fischers „Geschichte der neueren Philosophie“ konnte der Kanzler lesen: „Als Kant seine ‚Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte‘ niederschrieb, hatte er schon das Problem vor Augen, dessen Lösung in der ‚Naturgeschichte des Himmels‘ neun Jahre später erschien. Unverkennbar trägt sich der junge Philosoph mit großen Aufgaben, die ihn weiter führen als sein verfehlter Versuch, die Streitfrage des Kräftemaßes durch eine Ver-

mittlung zwischen Descartes und Leibniz zu entscheiden. Ohne den Namen zu nennen, zeigt sich Kant als einen Anhänger der Naturphilosophie und Attraktionlehre Newtons; aber ihr fehlt die metaphysische Begründung und die kosmogonische Anwendung“. Der höchste Beamte des Reiches findet sich nach einem Gang durch die düsseldorfer Ausstellung in der Schätzung lebendiger Kräfte „reicher geworden“. Und Niemand lacht; in keiner Zeitung wird das sinnlose Citat nach Gebühr behandelt. Der selbe höchste Reichsbeamte preist Fichte, den von der hallischen Censur verworfenen „Kritiker aller Offenbarung“, in Sägen, die deutlich zeigen, daß er von dem Atheismus und Sozialismus des Gefeierten nichts weiß, und spricht, beim Festmahl des Deutschen Landwirthschaftsathes, von Schopenhauer in einem Ton, der keinen Zweifel daran läßt, daß auch der Begriff des schopenhauerischen Pessimismus dem excellenten Redner sich nie entschleiert hat. Und noch immer lacht Niemand; immer noch liest man: auch wer die Politik des Kanzlers bekämpfe, müsse doch zugeben, daß ein hochgebildeter, an den Quellen moderner Erkenntniß getränkter Geist die Geschäfte des Reiches führt. Kant, Fichte, Schopenhauer gehören am Ende ja nicht zum Bezirk einer dem Laien unzugänglichen Geheimwissenschaft... So siehts auf den Höhen der deutschen Menschheit aus. Wer darf sich da wundern, wenn im Thal die Menge der mittelmäßig Gebildeten mit dem Wiederkäuen der ältesten Absurditäten beschäftigt ist?

Willkommen sei drum uns, Hammurabi, Held des Südens, Sonne des Nordens, Kanalbauer, Gesetzgeber, Vater des Vaterlandes! Du wähltest die rechte Stunde und trittst als ein lieber Kdmmling in die Reihe unserer Heroen. Vielleicht sahst Du nie auf blutigem Feld einen Feind, kümmerdest Dich nicht um Kanäle noch um Gesetze gar, — hast vielleicht nie gelebt. Wir wissens nicht. Uns aber lebst Du. Assyriologen und Theologen haben Deinen Namen unserem Gedächtniß eingeschärft; in den Zeitungen stand er schon und bekommt im Großen Meyer nächstens gewiß eine ganze Spalte. Uns bist Du ein großer Mann, in dem Gott sich offenbart, den der Allerhalter zu unvergänglicher Leistung auserwählt hat. Jeder Minister kann Dich citiren, jeder strebame Bürger muß sich bei Deinem Namen etwas Loyales denken. Vor viertausend Jahren starbst Du und bist dem Volke Kants und Goethes dennoch so lebendig wie irgend ein großer Denker und Dichter, der geboren ward, als von Sumer und Akkad, von Elamiten und Kanaanäern, von allem Glanz babylonischer Dynastien nur verwischte Schriftzüge auf mühsällig ausgegrabenen Steinflanken und Thontafeln noch zeugten.



Mauthners Werk.

Ein Fritz Mauthners Roman „Hypatia“ lebt ein alter alexandrinischer Jude, der, als er den Kaiser Julianus Apostata an der Arbeit sieht, mit gerungenen Händen ausruft: „Er will Alles selber thun!“ Mauthner hat den Monarchen, der doch so eifrig an der Weiterbildung der Religion arbeitete, als eine Art Dilettanten auf dem Thron der Caesaren aufgefaßt und das Wort hat daher bei ihm einen spöttischen Unterton. Wir aber bezieht es sich jetzt mit dem Klang staunenden Respektes auf Mauthner selbst, da ich vor der Aufgabe stehe, den Lesern zu berichten, daß der dritte Band der „Sprachkritik“ vorliegt und das Werk nun abgeschlossen ist. Denn es ist eben doch nicht abgeschlossen: Mauthner versichert es uns schon im Vorwort zum ersten Band, obwohl er — Das kann man getrost behaupten — für seinen Gedanken mehr gethan hat als je ein Denker für den seinen. Aber: „Er will Alles selber thun.“

Mauthner hatte die Wahl: in seinen stillsten und kühesten Träumen setzt er danach, die That, um die es ihm geht, zu thun nicht mit dem Wort, sondern mit der Faust; die Sprache zu ermorden, den Geist zu töten, das Unnennbare aus der Haft des Denkens zu erlösen. Er hatte die Wahl: er konnte diese Sehnsucht, diese Ahnung, dieses Neue, das in ihm nach Gestaltung rang, dichterisch formen, metaphorisch paraphrasiren; er hat es nicht gethan. Er konnte ferner auf zweihundert oder fünfhundert Seiten seinen Gedanken in einem schönen, wohlgegliederten Gebäude unterbringen. Auch Das hat ihm nicht genügt. Was er in Wirklichkeit gethan hat, nenne ich: die Gründung einer neuen Disziplin. Ab und zu hörte ich schon von dem System Mauthners reden. Das ist in dem üblichen Sinn ganz falsch, wie dem Leser — dem Leser Mauthners, meine ich — ohne Weiteres klar werden wird, wenn er erwägt, daß man statt „System“ jedenfalls auch „Denksystem“ oder „Wortsystem“ sagen kann. Ein System entsteht, wenn Einer findet, die Welt sei der Ausdruck eines Gedankens, meist einer Moral; vor welch schönem Gedanken der Autor dann systematisch seine Nothdurft verrichtet. Mauthner hat kein System geschaffen. Das schwere Erleben, das der Entstehung seines Werkes vorhergegangen sein muß, konnte auch nicht dazu führen. Wenn Einem alle Nahrung, die er in den Mund nähme, wie Gift und Galle schmeckte und er allmählich qualvoll verhungerte, wäre mehr als der Kranke der Arzt verrückt, der ihn einen Systematiker nennen wollte. So ähnlich aber muß es Mauthner mit den Worten, den Begriffen, den Wissenschaften ergangen sein. Er muß es vor sich gesehen und in sich gespürt haben, wie alle Worte zerrammen, alle festen Brücken zusammenbrachen, Stein und Mörtel sich verflüchtigten, alle Nägel sich lösten. In dieser Ver-

nichtung aber entschied er, daß es hier zu arbeiten gebe. Nicht neu aufzubauen, sondern mit Hilfe des entseßlich zugerichteten Materials neue Fragen zu stellen. Nicht nur die Worte waren ihm in die Brüche gegangen, sondern damit auch Das, was wir unsere Welt nennen und unser Wissen von ihr. Nichts von Alledem, was die Wissenschaft in Regale gestellt hatte, kann jetzt an seinem alten Fleck bleiben. Es gilt eine Neuordnung all unserer Geisteskräfte, nicht um neuen Bestandes willen, sondern wegen neuer Fragwürdigkeit.

So wird man verstehen, warum Mauthner sein Buch nicht einfach und eitel „Kritik der Sprache“, sondern selbstbewußt und hochmüthig „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ genannt hat. Immer wieder bricht in dem Werk selbst das Gefühl des Verfassers durch, daß eines Mannes Kraft dieser Riesenarbeit nicht gewachsen sei; immer aber auch kommt über den Leser die Bewunderung, wie ungeheuer viel Mauthner selbst gethan hat, wie er uns mindestens den Zugang zu all den Fragen und Gebieten eröffnet hat, die die Sprachkritik zu belichten hat. Wie schätzig aber sind die kleinen Leute, die mäkeln Das oder Jenes in diesen Beiträgen vermissen, das sich zufällig in die Enge ihrer Schreibstube verirrt hat! Allmählich fangen ja jetzt schon die Fachgelehrten an, sich mit dem Buch zu beschäftigen und respektvoll davon zu sprechen. Damit aber ist es nicht gethan, ist eigentlich noch nichts gethan. Es gilt jetzt, zu arbeiten; in welchem Sinn, sagt Mauthner uns selbst an einer Stelle des dritten Bandes, wo er von den Neovitalisten spricht. „Wären diese Kritiker“, heißt es da, „Erkenntnistheoretiker gewesen, so hätte sie ihre Untersuchung zunächst zu einer Kritik der technischen Ausdrücke ihres Faches führen müssen. Und besäßen wir von den besten Köpfen aller Wissenschaften

... je'te esprit de' terminologie' i'c'le' sp'cialis'c'le', 'o' w'c'c' adu'c'c'c' tangsam eine Kritik der Sprache angebahnt worden, die auf umfassende Vorstudien sich berufen könnte. Ein Einzelner kann diese Revision aller Wissenschaften unmöglich leisten.“

Mauthner würde irren, wenn er glaubte, solche Revision aller einzelnen Wissenschaften sei vor seiner Gesamtneueinschauung möglich gewesen. Jetzt aber, wo kein technischer Ausdruck, kein Name für angebliche Dinge oder Eigenschaften oder Thätigkeiten oder Beziehungen oder Gesamtheiten oder Ordnungen sich mehr anders sehen lassen darf als auf Gänsefüßen einher-schwankend, wo wir eine ganz neue Art des Sprechens und des Darstellens uns angewöhnen müssen, immer mit dem Unterton der Ironie, des à peu près, des Provisorischen, des Metaphorischen, sind auf allen Gebieten Spezialarbeiten der Umwertung dringend nöthig. Man würde Unrecht thun, glaube ich, spöttisch zu bemerken, nur gerade auf dem Gebiet von Nietzsche's „Umwertung aller Werthe“, der Ethik nämlich, gebe es nun nichts mehr zu thun. Ganz recht; eben so wenig wie in den anderen Normenwissenschaften, die mit Wissen-

schaft nichts zu thun haben, der Aesthetik und Jurisprudenz; nur geht Das nicht gegen Nietzsche, der sich für Ethik ja nur mehr im Sinn der Geschichte der Moralanfchauungen, Moralsgefühle und Instinkte interessirte, im Uebrigen aber Einer war, der sich des menschlichen Handelns als Auffordernder annahm; das Handeln aber kümmert Mauthner nicht, wenn er am Schluß des Werkes auch Einiges über den praktischen Werth der Sprachkritik sagt. Wohl aber ist richtig — worauf jüngst auch Cosmann hinwies —, daß, theoretisch genommen, Nietzsches Moralkritik und seine Ansätze zur Erkenntnistheorie nur entzückende Plänkeleien auf den Außenwällen der Sprachkritik vorstellen, und ferner, daß seine Wortfreude und sein Hang, alle Fragen nur auf die Moralfassung der Fragesteller hin anzusehen, ihn dauernd gehindert haben, die Fragwürdigkeit der Sprache zu erkennen. Und zum Schluß ist er gar ein Systematiker geworden; der „Wille zur Macht“ ist ein System: was er als Kennzeichen des Uebermenschen fand, sollte als wirkendes Prinzip in aller Natur nachgewiesen werden; der Mensch war also wieder einmal die Krone der Schöpfung. Uebrigens gehört aber solches Auffordern, wie es Nietzsche übt, die ganze Politik zum Beispiel, so weit sie in Worten vor sich geht, natürlich auch zum Stoff der Sprachkritiker; also auch hier noch Arbeit genug. Sonst nenne ich von den Gebieten, denen die Kritik der Terminologie besonders noththut: die Medizin, die Physiologie, die Psychologie (Was ist Krankheit? Was Leben? Individuum? Organ? Funktion? Gedächtniß? Was ist unbewußt und automatisch?), allgemeine Naturwissenschaft (Kausalität, Neoteleologie, Vererbung), Physik und Chemie (Atom, Gravitation und Affinität), Darwinismus. Ich gebe nur Stichproben. Die Theologie, so weit, sie nicht zur Völkergeschichte und Psychologie gehört, braucht sich an dieser Revision nicht zu betheiligen; ihrer hat sich ja auch der Professor Delüsch angenommen. Dabei muß ich erwähnen, daß Mauthner auch für die Keilschriftkunde Winke giebt, die zu beachten vielleicht gerade jetzt werthvoll wäre.

Zwei Gebiete aber hat Mauthner abgethan: die Grammatik (so weit nicht, wie es die Junggrammatiker lieben, die Sprachgeschichte unter diesem Namen getrieben wird) und die Logik.

Zu den besten und schlechtesten Lesern des Buches gehören solche, die erklären, Das, wogegen Mauthner so leidenschaftlich kämpfe, werde eigentlich von keinem Menschen behauptet. Das ist insofern richtig, als diese Dinge so, wie der Sprachkritiker sie bekämpft, gar nicht behauptet werden konnten. Wenn man Etwas für so selbstverständlich hält, daß Einem gar nicht in den Sinn kommt, die Fraglichkeit in Betracht zu ziehen, fehlt natürlich auch jede scharfe Formulirung. Wenn Mauthner also, zum Beispiel, zeigt, daß es in der Wirklichkeitwelt weder Substantive noch Adjektive gebe, so liegt es einem einsichtigen Oberflächlichen sehr nah, mit dem Einwand aufzubegehren: Das

habe doch gewiß noch nie Jemand behauptet. Freilich nicht; man hat sich damit begnügt, die Dinge mit ihren Eigenschaften für wirklich zu halten, und wo man unter dem Einfluß von Locke, Berkeley, Kant oder Helmholtz so weit ging, ihre Unwirklichkeit oder Idealität zu behaupten, hat man von den Kategorien des Verstandes oder spezifischen Sinnesenergien gesprochen, als ob unwirkliche Wirklichkeiten wie solche Entitäten, undingliche Dinge gleich dem Ding an sich nicht erst recht Hauptwörter wären, Wörter *pari passum*. Ein ähnlicher Einwand, den ich schon hörte, wäre mit Mauthners Terminologie etwa so zu formuliren: Nichts ist im Intellekt, was nicht in den Sinnen ist; die Sprache ist kein Erkenntnißmittel; erkannt wird nur, was neu wahrgenommen wird. Das sei richtig und unbestritten; aber die Sprache als Gedächtniß sei eben doch ein wundervolles Mittel zur Aufspeicherung der Erkenntnisse. Und dann immer das alte Lied über den praktischen Werth der Sprache: ohne Sprache kein Haus, keine Eisenbahn, kein Telegraph, keine chemische Industrie und so weiter. Der Hund springe sprachlos über den Graben; der Mensch mit seiner Sprache fahre in fünf Tagen über den Ozean. Das sind Einwände, die schon in Betracht kommen; und vielleicht rührt Mauthner an dieses Problem, das man mit Worten Poets das Problem des Zutreffens, des Stimmens, der Uebereinstimmung, der Konsistenz nennen könnte, so oft er auch daran tippt, doch mit zu leiser und vorsichtiger Hand. Poe polemisiert in seinem Buch „Gereute“ sehr ergötzlich und scharfsinnig gegen Deduktion und Induktion und erklärt, das einzige Merkmal für eine Wahrheit sei, daß sie stimme. Dieses Räthsel, daß so Vieles in unseren Erkenntnissen zu stimmen scheint, brauchbar ist, angewandt werden kann; daß wir mit unseren Zufallsinnen — fast möchte man sagen: mit unseren falschen Sinnen —, mit unseren unwirklichen Begriffsrubriken und mit der ganzen Ordnung unseres Menschendensens der Natur so viel abgewinnen, ist das stärkste Argument des fortschrittsfrohen, mit Technik progredenden Bildungseuropäers gegen Mauthners große Skepsis.

Aber vielleicht ist es in Mauthners Sinn, Lessings Antwort an Jacobi, die berühmt sein sollte, seit Mauthner sie uns ausgelegt hat, auch hier anzuwenden. Das Wort heißt: „Für den Menschen“. Sollte es denn wunderbar sein, daß Alles, was der Mensch sehr menschlich aus der Natur herausholt, für den Menschen auch brauchbar ist? Ich meine, wenn wir darüber staunen, daß wir rechnen, erfinden, entdecken, bauen und zersetzen können, dann müssen wir eben so unglaublich finden, daß wir essen, daß wir verdauen, daß wir leben.

Mauthner leugnet also nicht, daß des Menschen Denken, sein Gedächtniß, seine Sprache menschlich ist und bewirkt hat, daß wir mit Hilfe dieses besonderen Organs anders leben als andere Thiere. Er leugnet nur, leugnet es großer Tragik voll, daß es uns über das Nur-Menschliche hin-

ausbringt, daß es uns zur „Natur“, zum Makrokosmos führt. Den Faust muß uns noch Einer schreiben: wo Faust nicht bloß am Anfang, sondern erst recht am Abschluß seines Lebens, trotz dem Teufelsbund, trotz all seiner Technik, trotzdem er bei den Mäthern war, in die verzweifelte Klage ausbricht, daß wir nichts wissen können und daß kein Flügel uns vom Boden hebt. Nur in dieser Stimmung, nur wenn man so Großes wollen möchte, kann man Rauthners Gedanken irgend beikommen. Nur in dieser Stimmung hat man Sinn für die schauerliche Tragikomik der anthropomorphischen Gottesvorstellung des alten Orients. Freilich ist unsere Welt, in die wir mit Sinnen, Organen und Gedanken hineingefesselt sind, nur vom Menschenwesen erschaffen worden. Es ist sehr menschlich von dem alten Herrn; sehr ... Der Einwand gegen Rauthner, von dem ich in diesen Betrachtungen ausgehe, ist also der ewige Wagner im Gespräch mit Faust; Wagner hat ja wohl der naturwissenschaftlichen Fakultät angehört. Wir haben es herrlich weit gebracht; wir essen mit Gabeln und telegraphiren ohne Draht.

Die Sprache ist also — mit der bildlichen Ausdrucksweise der Physiologie zu sprechen — eine Gehirnfunktion, die nur jünger, nicht schlechter ist als die anderen Funktionen des Centralnervensystems. Wir haben Begriffe, Zahlen und Naturgesetze, wir bauen mit ihrer Hilfe den Eiffelturm, wie wir mit Hilfe anderer Centren gehen, essen und uns fortpflanzen. Nur: man hatte uns mehr verheißen. Wir sollten die Welt verstehen. Das heißt doch wohl, wenn überhaupt Etwas heißt: zur Welt werden, aufhören, ein bloßes Menschenthier zu sein. Man hatte uns von unserer göttlichen Vernunft erzählt. Das hat jetzt aufgehört. Die Sprache ist ein thierisches Organ. Das ist weitaus das Beste, was von ihr zu sagen ist.

Man wird leicht merken, daß ich hier von Dem, was gemeinhin Sprache genannt wird, schon fast gar nicht mehr rede, sondern von der Kunstsprache der Mechanik und Chemie, von den Zahlen vor Allem, mit den Menschöpfungen der Mathematik, also von ganz jungen Spracherscheinungen. In einem der glänzendsten Kapitel des Buches wird gezeigt, daß auch die Zahl sich nur in unserem Kopf befindet, aber nicht in der Wirklichkeit, nicht in der Sinneswelt, daß aber trotzdem die Differentialrechnung die verblüffendste, wundervollste Annäherung an die Daten unserer Sinne, an die Natur also, zu Stande bringt. Den Hymnus auf die Sprache als Werkzeug, den man Rauthner entgegenrufen will, hat er also selbst angestimmt, und genau da, wo er hingehört. Die Sprachkritik ist eben nicht nur Umsturz, sondern, wie jede fruchtbare Kritik: Reform und Weiterbildung. In diesem Zusammenhang wird auch die große Ahnung ausgesprochen: was sich heute Darwinismus nennt, die Beschreibung der gehäuftsten kleinen Veränderungen in der Natur, werde einst mit Hilfe der Differentialrechnung formulirt werden. Nicht auf eine Algebra der Logik

oder der Grammatik geht es hinaus; die will nichts anderes, als tote Arabesken modern aufputzen, sondern auf Etwas wie Umwandlung der Sprachwerkzeuge in Rechenwerkzeug. Ein popularisirender Naturforscher, Professor Dodel-Port, hat einmal sein Programm in die Frage gebracht: Moses oder Darwin? In unserem Zusammenhang wäre zu sagen, daß noch unendlich viel Moses in Darwin steckt, unendlich viel längst gestorbene Begriffswerk, das uns, während wir es bereben, im Runde fault. Nicht Moses oder Darwin, sondern Darwin ohne Moses, Darwin nicht auf den morschen Krüden der Begriffe, sondern auf den neuen Krüden der Zahl. Auf Krüden aber immerhin und immerzu. Was unter diesen neuen Krüden zu verstehen ist, wird noch klarer, wenn man erwägt — worauf Mauthner verweist —, daß es heute schon den Chemikern unmöglich ist, ihre Methoden und Ergebnisse, statt in Formeln, in den Worten der Umgangssprache auszudrücken. Die Sprache hat aufgehört, an manche Thatsächlichkeiten noch erinnern zu können; schwankend und fließend that sie es immer; nun geht es gar nicht mehr.

Schon unsere Sinne hatten die ungeheure Komplizirtheit und Mannichfaltigkeit der Natur fast läppisch vereinfacht, spezifizirt, in fünf oder sieben Schubfächer eingesperrt; die Begriffe fuhrten damit fort, um unseres Gedächtnisses willen alle Wahrnehmungen auf unsere Interessen, alle wirksamen Kräfte um unsere Zwecke herumzuspulen; aus hunderttausend Einzelerfcheinungen wurde ein Baum; aus hunderterlei Bewegungen ein Verbum. Die Zahl hat die Aufgabe, dieses Einfache, Ausgelaugte wieder zu kompliziren, so daß wir doch einigermaßen an die Eindrücke unserer ohnehin verfeinerten und verbesserten Sinne erinnert werden. Die Zahl reinigt die Sprache von den größten Verwenschlichungen; die Zahl ist aber der Bildersprache unserer Sinne so sehr entrückt, so sehr eine Welt für sich, sie erinnert, obwohl wir sie nur vom Bekannten her haben können, so sehr an Unbekanntes, ist so eine unmetaphorische Metapher, daß sie uns nicht nur über unsere Interessen und Zwecke, sondern sogar über unsere Sinne erheben kann. Für unsere Sinne ist das Licht etwas unvergleichlich viel Realeres als die indirekt erlangte Elektrizität; der rechnende Physiker kommt ziemlich weit über diesen Gegensatz hinaus; er ist, wie von Sprachbildern, so auch von Sinnbildern relativ frei und lebt in Realitäten, an die er kaum mehr erinnert. Ich denke, Mauthner meint das Selbe, wenn er sagt, andere Worte seien schlechte Bilder der Wirklichkeitserinnerungen, Zahlworte aber ganz unwirklich, einzig und allein gute Bilder ihrer selbst.

Was ich vorhin Moses nannte — und natürlich eben so gut Plato oder Kant nennen könnte —, war bisher in meiner Darlegung nur ein sehr hyperbolischer Ausdruck für Begriffe und Worte. Die aber sind doch immer noch für die Sprache als Werkzeug das allenfalls Brauchbare. Wie verhältniß-

mäßig erträglich wäre die Sprache, wenn sie nur Terminologie wäre; wenn die gezierte Heuchelei der Grammatik, die Lüge der Logik nicht wäre! Zur Theologie, zur Wissenschaft, zur Weltanschauung wird die Sprache erst durch den Satz oder das Urtheil, durch die Gliederung, die Beziehungen, den Aufbau. Wie Mauthner die Hohlheit, Unsicherheit, Nichtigkeit und Sinnlosigkeit der Kasusformen, der Modi, der Zeiten, des Satzbaues, der Urtheile, der Schlussfolgerungen bis ins Einzelne verfolgt: Das muß ihm fast und mühte auch guten Lesern beinahe eine Erholung gewesen sein. Denn muß man sonst freilich viel arbeiten, um ihm zu folgen, um ihn zu fassen, so ist er hier auf einem Boden, den er sich schon vorher ganz fest gestampft hat, und es ist nach Mauthners Darlegungen einfach konstatiert: wie die Worte und Begriffe Erinnerungen, also Versuche der Annäherung an die Wirklichkeitwelt sind, so sind die Sprachformen wie die Formen der Logik ohne jede Beziehung zu irgend welcher Wirklichkeit, ohne jeden Werkzeugcharakter, nur werthvoll für die Wortkunst, damit zwischen den Klängen, die Etwas bedeuten, auch Klänge sind, die nichts bedeuten, durch die hindurch wir gefühlsmäßig und rhythmisch Unsagbares ahnen können. Insofern freilich wieder ein wundervolles Werkzeug: keine andere Kunst kann so ohne Mischung der Darstellungsgarten, nur rein durch ihr einziges Ausdrucksmittel, die Sprache, Sinnenbild und Musik zugleich zum Sinnbild gestalten.

Es wäre aber wiederum ein großer Irrthum, die Selbstverständlichkeit, von der ich spreche, daß die Sprachformen nichts Wirklichem entsprechen, so zu deuten, als ob man auch Das schon immer gewußt habe. Durchaus nicht; wie fern diese Einsicht einem so denkkräftigen Jünger Kants blieb, wie es Schiller doch war, zeigt eine Stelle aus einem Brief an Körner — ich finde sie bei Hebbel —, die auch sonst hier von Interesse ist. Schiller will auseinandersetzen, wie schwierig es sei, durch das Mittel der Sprache, die nur über Allgemeinbegriffe verfüge, aber nicht Individuen abbilden könne, doch den Eindruck des sinnlich Leidhaften zu erwecken. In diesem Zusammenhang sagt er: „Das Medium des Dichters sind Worte: also abstrakte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältnisse durch Regeln bestimmt werden, davon die Grammatik das System enthält . . . Sowohl die Worte als ihre Biegungs- und Verbindungsregeln sind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, sondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen . . . Das darzustellende Objekt muß also, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anschauung verwandelt wird, durch das abstrakte Gebiet der Begriffe einen sehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von seiner Lebendigkeit (sinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Besondere darzustellen, als die künstliche Zusammensetzung des Allgemeinen (der eben

jetzt vor mir stehende Leuchter fällt um' ist ein solcher individueller Fall, durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt). Die Sprache stellt Alles vor den Verstand und der Dichter soll Alles vor die Einbildungskraft bringen (darstellen); die Dichtkunst will Anschauungen, die Sprache giebt nur Begriffe. Die Sprache beraubt also den Gegenstand, dessen Darstellung ihr anvertraut wird, seiner Sinnlichkeit und Individualität und drückt ihm eine Eigenschaft von ihr selbst (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd ist; und so wird er entweder nicht frei dargestellt oder gar nicht dargestellt, sondern bloß beschrieben." Man sieht: die Hemmungen, die die Sprache seiner Kunst in den Weg legt, hat Schiller wundervoll klar erfasst; er hat sie sogar einseitig betont, denn diese Allgemeinheit und einschleiernde Ungewißheit der Sprache ist als Kunstmittel ja auch wieder ihr großer Vorzug. Das aber wußte man in der vorromantischen Zeit noch nicht, die nur auf Plastik aus war, aber nicht auf Musik. Daß aber die Sprache dem Verstand Wirkliches giebt, daß sie zwar nicht darstellen, aber beschreiben kann, daß die Allgemeinbegriffe Bezeichnungen für wirkliche Gesamtheiten sind, daß die Grammatik das System ist, wodurch die Beziehungen dieser Gesamtheiten bezeichnet werden: all Das bezweifelt Schiller keinen Augenblick. Skeptisch und bedenklich tritt er der Sprache gegenüber, wo es sein Fach, die Poesie, angeht; darüber hinaus vertraut er ihr gläubig. Daß der Unterschied zwischen Individuen und Gattungen nur ganz relativ ist, sei nur nebenbei angemerkt; sehr Skeptisches über die Realität des Individuellen und Bedeutsames über die Ueberwindung des Nominalismus durch ein Wiederaufleben des mittelalterlichen „Realismus“, der Lehre von der Wirklichkeit des Allgemeinen — das sich dann freilich keineswegs mehr durch substantivische Allgemeinbegriffe ausdrücken läßt, das also auch den Bann der Kausalität gesprengt haben müßte — findet man in Rauhners drittem Band; auch auf meinen Aufsatz „Das Individuum als Welt“ möchte ich in diesem Zusammenhang hinweisen.

Die Klage Schillers aber, daß der Dichter „in den Fesseln der Sprache“ das Wirkliche bezwingen müsse, ist von einem Dichter unserer Zeit neu aufgenommen worden: von Hugo von Hofmannsthal. Sein Manifest, das wohl nicht ohne Kenntniß der Sprachkritik Rauhners verfaßt sein wird, bringt mich dazu, auf die Berührungen zwischen Rauhners Werk und der jungen lyrischen Kunst — der einzigen Poesie, die ich zur Zeit in Deutschland finde — einzugehen. Rauhner zwar sagt mehrmals, der Naturalismus sei eine erfreuliche Bestätigung seiner Sprachkritik; ich lasse Das sehr dahingestellt, da ich dem Naturalismus keine künstlerische, nur soziale Bedeutung zuerkenne, die er in Folge der Schwächlichkeit und Hinfälligkeit, mit der er bei uns auftrat, aber auch schon wieder nahezu eingebüßt hat. Ich dagegen finde — vielleicht zu Rauhners Entsetzen — tiefere Zusammenhänge zwischen

der Sprachkritik und den Dichtern Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel und Alfred Nornbert. Man möchte ja immer gern zusammenbringen, was man gleicher Weise liebt; aber ich möchte doch zeigen, warum dies anscheinend weit Abliegende mir einen Zusammenklang giebt.

In der Prosadichtung, die ich nannte — „Ein Brief“ heißt sie — erzählt Einer von sich: „Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine große Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden; und in aller Natur fühlte ich mich selbst . . . Das Eine war wie das Andere; Keines gab dem Anderen, weder an traumhafter überirdischer Natur noch an leiblicher Gewalt, nach; und so gieng fort durch die ganze Breite des Lebens, rechter und linker Hand; überall war ich mitten drinnen, wurde nie ein Scheinhaftes gewahr: oder es ahnte mir, Alles wäre Gleichniß und jede Kreatur ein Schlüssel der anderen.“ Im weiteren Verlauf erzählt nun der junge Dichter, wie dieses tiefe Gefühl ihm wohl bleibt und nur immer mehr von ihm Besitz ergreift, wie es ihm aber nach und nach unmöglich wird, es in Worte zu gestalten; wie es immer mehr in Schweigen, in Sprachlosigkeit versinkt: „ . . . Die abstrakten Worte, deren sich doch die Junge naturgemäß bedienen muß, um irgend welches Urtheil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze. Mein Geist zwang mich, alle Dinge . . . in einer unheimlichen Nähe zu sehen: so wie ich einmal in einem Vergrößerungsglas ein Stück von der Haut meines kleinen Fingers gesehen hatte, das einem Blachfeld mit Furchen und Höhlen glich, so gieng es mir nun mit den Menschen und ihren Handlungen. Es gelang mir nicht mehr, sie mit dem vereinfachenden Blick der Gewohnheit zu erfassen. Alles zerfiel mir in Theile, die Theile wieder in Theile; und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten und die ich wieder anstarrten muß: Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt.“

Dies Manifest nicht nur, sondern auch die Kunstübung Hofmannsthals und Derer, die ich mit ihm zusammen nannte, ist die Abkehr von Dem, was sich bisher Poesie nannte und was Rhetorik war. Schiller, der in dem Brief an Körner die plastische Gestaltung der Welt in Worten als das große Ziel des Dichters bezeichnete, hat es nur zur Rhetorik gebracht und schon seine jüngeren Zeitgenossen, die Romantiker, lachten über das „Lied von der Glocke“, als es eben erschienen war, daß der Tisch sich bog. In der Rhetorik ist die Musik, der Wohlklang, das Instrument, das uns Worte und Begriffe beibringt; in der neuen Poesie, die seit Goethe, Novalis und Brentano im Entstehen ist, sind dagegen Worte und Begriffe das Instrument, das uns

zur Musik führt, — zum Rhythmus, zum Unfassbaren, das in uns einschwingt und uns mitschwingen läßt. Und wenn es bei Schiller nur eine aufblühende Einsicht war, die sein Dichten wenig beeinflusste, daß die Sinnenwelt nicht fassbar ist, so geben uns nun die Poeten nicht nur den Rhythmus ihres Lebens und ihrer Gefühle, sondern eben so die Bilder der Sinnenwelt als das Unfassbare. Dieses Zweinandereinschwingen der Unfassbarkeiten, die von den entgegengesetzten Enden herströmen — der Rhythmus aus der Zeit, das Sinnenbild aus dem Raum, — dieses Auflösen alles Realen im Elemente des Traumes: Das finde ich in den Dichtungen Derer, die ich genannt habe, und Das eben scheint mir die Stimmung zu sein, in der man einzig und allein von der Sprachkritik zur Wortkunst zurückkehren kann. Mauthner hat uns gezeigt, daß die begriffliche Wissenschaft unserer Sehnsucht, die Welt und unser Eigenes anders als nur-menschlich zu erfassen, nimmer Genüge thun kann; die Kunst aber kann es in den Momenten, wo wir in ihr leben. Wir gewinnen und schaffen Welten und verlieren uns selbst.

Dies also ist, meine ich, der praktische Werth der Sprachkritik: daß sie uns zwar keine religiöse Weltanschauung giebt, dafür aber die große Stimmung, in der wir ihrer entrathen können. Ob es Eckhards Mystik ist, die sich aus dem Schoß der Skepsis losringt, oder die „himmelsstille, himmelsheitere Resignation der Entsagung“, die Mauthner uns als letztes Ende bringt, oder der dionysische Pessimismus, zu dem Nietzsche kam: Dem, der sie in sich fühlt, hat Mauthners Sprachkritik ihr Bestes gegeben: Ruhe aus der Verzweiflung. Eine andere giebt es für uns nicht mehr, sofern wir erkenntniß-theoretische Leidenschaft haben und Stolz, uns nicht gegen unseren Kopf zu frieden zu geben. Diese erkenntnißtheoretische Leidenschaft und dieser tapfere Stolz, — wenn die aus Mauthners Buch heraus zu unserer Generation kommen könnten, zu einem Geschlecht, in dem die Renovatoren toter Geistesgespinne wieder einmal obenauf sind, wo man aus kümmerlicher Ethik, matter Politik und etwelcher Volksbeglückung sich entschließt, dem Volk die Religion zu erhalten, und ganz zu fragen vergißt, was die Erkenntniß dazu sagt, die im Zeugnen so stark sein kann, wie sie im Erbauen machtlos ist: Das wäre der große praktische Nutzen des Buches für unsere Zeitgenossen.

Hermisdorf (Marf).

Gustav Landauer.*)

*) Seine in der „Zukunft“ über diesen Gegenstand veröffentlichten Artikel will Herr Landauer mit anderen Arbeiten in einer Schrift vereinen, die, unter dem Titel: „Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik“, im April bei F. Fontane & Co. erscheinen soll.



Goethe als Pathe.

In verschiedenen Stellen schon habe ich auf eine von Familienforschern und Geschichtschreibern bisher fast gänzlich übersehene Erscheinung hingewiesen. Als nämlich die Pfarrämter noch die Personenstandsverzeichnisse führten, wurde bei der Eintragung unehelicher Geburten in der Regel nur, wenn es sich um Eltern geringen Standes oder wenigstens um eine Mutter niederen Standes handelte, die Unehelichkeit mit voller Deutlichkeit im Kirchenbuch hervorgehoben. Das geschah dann meist dadurch, daß der Eintragende dem Kinde oder der Mutter ein rothes, oft nicht einmal der Sachlage entsprechendes Beiwort beilegte. Gehörte jedoch die uneheliche Mutter oder der Vater oder Beide dem sogenannten höheren Bürgerstande oder gar dem niederen Adel an, so wurden oft die merkwürdigsten Kunststücke angewandt, um die Unehelichkeit zu verschleiern. Gehörte der Vater dem hohen Adel an, so war solches Verfahren die Regel. Bei der Sammlung der Beispiele für diesen Brauch fand ich einen Tauffchein, der nicht nur für die Kenntniß des Verschleiervorganges merkwürdig ist, sondern auch sonst Aufmerksamkeit verdient.

Es ist bekannt, daß der Herzog Karl August zu Sachsen-Weimar zu Karoline Jagemann ein Verhältniß unterhielt. Die schöne Schauspielerin gebar dem Herzog am fünfundsingzigsten December 1806 einen Sohn, der am achtzehnten Januar 1807 getauft wurde. Der Tauffchein, den ich kürzlich im Kirchenbuch der weimarer Pfarre entdeckte, lautet:

„Nr. 482. Des weiland Herzogl. Sächs. Raths und Bibliothecarii allhier Herrn Christian Joseph Jagemann nachgelassenen eheleblichen zweiten Tochter erster Ehe Sophia Carolina Jagemann Schülein ist gebohren Donnerstags den 25ten Decbr. a. p. und Sonntags als den 18ten Januar a. e. nachmittags 12 Uhr von dem H. Oberconsist. Rath Günther im Hause getauft worden. Er erhielt in der Heiligen Taufe die Namen: Karl von Wolfgang.“

Die hohen Taufpathe waren:

1. Sr. Excellenz Herr Johann Wolfgang von Göthe, Herzogl. Sächs. Geheimrer Rath allhier.

2. Herr Christian Gottfried Theodor Ortmann, Herzogl. Sächs. Kammer-rath allhier.“

Als nachträgliche Zusätze sind in das Kirchenbuch geschrieben:

1. neben den Namen „Karl von Wolfgang“ der Vermerk: „Gestorben in Dresden am 17. Febr. 1895 als Generalmajor“;

2. am Ende: „Statt der unrichtig eingetragenen Vornamen der am 25. Januar 1777 geborenen Mutter — Sophia Karolina Dorothea — muß es zu Folge der vom Großherzoglichen Staatsministerium unter dem 3. Juni 1875 angeordneten Berichtigung: — Henriette Karoline Friederica — heißen. Schilling, Hofkirchner.“

3. „Borgenannte Henriette Karoline Friederike Jagemann war die unterm 16. Mai 1809 als Frau von Heygendorff geadelte Sängerin und Schauspielerin am Theater zu Weimar, die sich nach dem Tode des Großherzogs Karl Augusts nach Dresden zurückzog und dort am 10. Juli 1848 starb. Nachrichtl. W. Schilling.“

Der Täufeling ist, wie der Zusatz ganz richtig sagt, der als königlich sächsischer Generalmajor am siebenzehnten Februar 1805 zu Dresden verstorbene Karl Wolfgang von Heygendorff, der also seinen einen Vornamen Karl nach seinem Vater Karl August, den anderen, Wolfgang, nach seinem Patzen Goethe erzieht. Unrichtig ist in dem letzten Zusatz die Angabe des Ausfertigungstages der Verleihung des Adels an Henriette Karolina Friederika Jagemann. Am sechzigsten Mai 1809 wurde nämlich nicht sie, sondern ihr und des Herzogs Karl August natürlicher Sohn Karl Wolfgang vom Herzog geabelt, nachdem die Mutter schon am siebenundzwanzigsten Januar 1809, als Geburtstagsgeschenk, den Adel unter dem Namen „Frau von Heygendorff“ erhalten hatte.

Bemerkenswerth ist auch in diesem Taufschein die Verschleierung der Unehelichkeit. Kein Wort deutet diese Thatsache an. Selbst der in solchen Fällen häufig vorkommende Bemerkel „unehelich“ oder „spurius“ ist vermieden. Dagegen ist in dem Taufschein aus den Vornamen: „Karl Wolfgang“ ein „Herr von Wolfgang“ mit dem Vornamen „Karl“ gemacht und dem Leser anheimgestellt, sich zu denken, welcher „Herr von Wolfgang“ der Vater des Täufelings und der Ehemann seiner Mutter sei.

Diese Vorgänge sind in Goethes Tagebüchern nicht erwähnt, wohl aber in den Briefen. Am fünfundzwanzigsten Dezember 1806, also am Geburtstag des Knaben, schreibt Goethe an den Herzog:

„Ew. Durchl.

hätte so gern schon lange nach so manchen Uebeln ein erfreuliches Wort zugerufen; aber erst heute gefällt es dem kleinen Ritter, seinen Wolfgang ins Leben anzutreten. Er scheint gesund und wacker, brav wird er auch werden; denn so hat er sich schon verbunden mit der Mutter in jenen Schreckenszeiten gehalten.“

In der zweiten Hälfte des Januar 1807 schreibt Goethe einen Brief an den Herzog. In einer Nachschrift heißt es: „Die Heilige Handlung ist vergangenen Sonntag früh um Elf anständig und heiter vorgenommen worden, wobei wir es an den besten Wünschen für Ihr Wohl und Ihre Freude nicht fehlen lassen. Also geschehe es!“ Dieser Brief soll, nach der weimarer Ausgabe, die Tagesbezeichnung: „15. Januar 1807“ tragen. Ist diese Angabe richtig, so muß die Nachschrift erst am neunzehnten Januar frühestens zugesetzt sein. Die Taufe fiel, wie der Taufschein lehrt, auf den achtzehnten Januar, der thatsächlich ein Sonntag war. An der Richtigkeit der Tagesbezeichnung im Kirchenbuch ist nicht zu zweifeln. Goethes Nachsatz giebt obendrein auch einen Sonntag als Tag der Taufe an.

Diese Feststellungen geben mir nun noch Gelegenheit, auf ein spakhaftes Versehen hinzuweisen, das in der weimarer Goetheausgabe in Bezug auf die Abfendungszeit oder auf den Inhalt eines anderen Briefes von Goethe an den Herzog untergelaufen ist. Dieser Brief ist unter den Briefen des Jahres 1806 aufgeführt und trägt hier die Nummer 5254. Als vermuthliche Zeit der Abfendung sind die Tage zwischen dem neunzehnten und dem sechsundzwanzigsten Oktober 1806 angegeben. Der Brief enthält den Satz: „Den neuen, lange erwarteten Ankömmling habe ich gesehen; er ist wohlgebildet und hat eine gute Farbe und verspricht, zu leben. Möge er, wenn er einst die Welt erkennt, sie lustiger finden, als sie uns nun erscheint! Ich bin zu alt, ihn einzuführen, doch

vielleicht kann ich ihn noch Etwas werden. Auch die Zimmer der Mutter sind wieder ordentlich hergestellt und anständig und bequem, dank sey es der Tischlerfertigkeit, die das zerstückelte und zerstößene Holz bald wieder in Restauration gebracht haben“.

Nach den Anmerkungen der Weimarer Ausgabe soll sich dieser Satz des Briefes auf „einen Sohn Karl Augusts und der Frau von Heygendorf“ (der Name ist richtiger mit zwei f zu schreiben) beziehen. Zum Ueberfluß ist in der Anmerkung noch auf die vorhin erwähnten Stellen aus den beiden anderen Briefen hingewiesen. Also: der Brief soll zwischen dem neunzehnten und dem sechsundzwanzigsten Oktober 1806 geschrieben sein. Goethe sagt darin, er habe den „neuen, lang erwarteten Ankömmling“ gesehen. Der ist aber erst am fünf- undzwanzigsten Dezember 1806 geboren. Das ist doch höchst sonderbar. Es giebt keine Begabung, die ich dem unsterblichen Dichter nicht zutraue; aber die Fähigkeit, zwei Monate vor der Geburt einen neuen Weltbürger zu sehen, sogar zu wissen, daß er „wohlgebildet“ ist und „eine gute Farbe hat“, mag ich ihm doch absprechen. Da ist also gar kein Zweifel möglich: entweder ist die aus Vermuthungen hergeleitete Zeitangabe der Weimarer Ausgabe für die Absendung des Briefes falsch oder der „neue, lang erwartete Ankömmling“ ist nicht Karl Wolfgang von Heygendorff. Nun ergibt, wie mir scheint, die Fassung Goethes, daß es sich nur um einen nahen Verwandten oder einen Sprößling des Herzogs oder um einen Sprößling Goethes handeln kann. Ein naher Verwandter des Herzogs, den Goethe in dieser Zeit gesehen haben könnte, ist damals nicht geboren worden; das jüngste und letzte Kind Goethes, die nach drei Tagen verstorbene Kathinka, kam im Jahre 1802 zur Welt; also kann nur Karl Wolfgang, des Herzogs natürlicher Sohn, gemeint, der Brief also nur nach dem fünf- undzwanzigsten Dezember 1806 geschrieben sein. Daß er vor dem achtzehnten Januar 1807, dem Tage der Taufe, geschrieben ist, scheint mir die Vergleichung seines Inhaltes mit dem der beiden anderen Briefe zu ergeben. Die selbe Folgerung ergibt sich aus folgender Ueberlegung. Am neunzehnten Oktober 1806 hatte sich Goethe mit Christiane Vulpius trauen lassen; in dem Briefe vom fünf- undzwanzigsten Dezember 1806 schrieb er dem Herzog darüber: „Da man der bösen Tage sich oft erinnert: so ist es eine Erheiterung auch der guten zu gedenken und mancherley Epochen zu vergleichen, so fiel mir auf, dasz heute vor siebenzehn Jahren mein August mich mit seiner Ankunft erfreute. Er löst sich noch immer gut an und ich konnte mir Ew. Durchl. Einwilligung aus der Ferne versprechen als ich, in den unsichersten Augenblicken, durch ein gesellschaftliches Band, ihm Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte.“

Es ist ganz unbegreiflich, warum Goethe in einem angeblich zwischen dem neunzehnten und sechsundzwanzigsten Oktober, also unmittelbar nach seiner Trauung geschriebenen, noch dazu, wie der Inhalt beweist, höchst vertraulichen Brief seinem Jugendfreund die Thatsache seiner Verheirathung verschwiegen und sie ihm erst zwei Monate später mitgetheilt haben sollte. Die vermuthete Zeitbestimmung ist sicher falsch. Man fragt sich auch vergeblich, wie Goethe es machen sollte, in diesen Tagen an den Herzog einen Brief abzuschicken, da er etwa am ein- undzwanzigsten Oktober an Arnese schreibt: „Vom Herzog weiß man nichts.“

Das gelbe Pulver.

Nachdem der Mann Jahre lang gelitten hatte, schrieb er an seinen Arzt. Seine Schrift ist kaum wieder zu erkennen; er schrieb unter Schmerzen und Qualen.

„Rein lieber Doktor!

Es ist nicht mehr zum Aushalten. In letzter Nacht nicht eine Minute geschlafen. Das Herz tobt oder will ganz stehen bleiben. Und dieses schreckliche Bohren! Und dieser abscheuliche Ekel! Und diese Hinfälligkeit, — hoffnungslos! Und die Schmerzen im Magen, im Rückgrat: zum Wahnsinnigwerden! Ich hat Sie gestern kniefällig und ich bitte Sie heute um Gottes willen: geben Sie mir was, daß ich einschlafen kann. Um mich gesund zu machen, haben Sie kein Mittel; es giebt keins; ich bin morsch durch und durch. Aber ein Mittel haben Sie und viele Mittel, daß ich kann einschlafen für immer. Ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist: seien Sie barmherzig. Und wenn Sie die That nicht auf sich nehmen wollen, so vergessen Sie Etwas bei mir, ein Fläschchen, ein Pulver, ich werde nugen, auf meine Verantwortung. Das größte Gift habe ich ja längst in mir, das vergiftete Blut. Heilen Sie mich, Doktor, und lassen Sie mich einschlafen. Ich bin Herr meines Lebens und verführe darüber; wen geht Das an? Ich will erlöst sein und ich kann nicht aufhören, zu bitten: Erbarmen, Erbarmen!“

So schrieb der Kranke an seinen Arzt. Als er versichert war, daß der Brief im Postkasten lag, athmete er schwer auf. Nun ist's entschieden. Aber was wird geschehen? Wird der Doktor schreiben: Also, in Gottes Namen, wenn Sie die Verantwortung tragen, ich will Ihr Leiden enden. Oder wird er sagen: Das ist frevelhaft, was Sie verlangen. Sie müssen, was die Natur über Sie verhängt hat, tragen, wie es tausend Andere thun, die nicht minder leiden als Sie. Ihr Verlangen kann nimmer erfüllt werden. Was wird er schreiben?

Allein der Doktor schrieb nichts und sagte nichts. Er kam, wie gewöhnlich, zu seinem Kranken, sagte, wie gewöhnlich, seine beruhigenden Worte, daß sein Körper nur so verweicht, so widerstandlos und wehleidig, sein Geist so muthlos sei. Und gegen die rheumatischen, neuralgischen und anderen Schmerzen verschrieb er die lindernden Mittel, wie immer. Einmal, als er das von der Apotheke geholte Fläschchen mit der grünlichen Flüssigkeit in der Hand hielt, sagte er mit bedeutungsvollem Ton: „Ich denke, mein Lieber, Das wird Ihnen gut thun. Abends, wenn die Schmerzen unerträglich werden sollten, nehmen Sie etwa fünf Tropfen zu sich, nicht weniger.“ . . . Der Kranke schaute ihm scharf in die Augen; die zuckten kaum merklich. Im Uebrigen betrug sich der Arzt wie gewöhnlich und ging gelassen davon.

Am Abend begann, wie immer, das grausame Bohren im Haupt, der Hüftschmerz, das Angstgefühl. Der Kranke starrte auf das grünliche Fläschchen, streckte seine Hand danach aus, nahm es aber nicht. Er griff zu den anderen Mitteln, die in Flaschen und Pulvern noch herumstanden, und nahm sie nach der Vorschrift zu sich. Aber die Qual stieg, er krümmte sich und ächzte und langte nach dem Fläschchen. Weniger als fünf Tropfen nicht, hatte der Arzt gesagt. Der Kranke ließ einen einzigen Tropfen auf das Silberlöfchelchen heraus, goß ihn auf die Zunge und versuchte vorsichtig den Geschmack. Delig und bitter; aber er bemerkte keine

Wirkung. Der Arzt hätte es wohl sagen müssen. Er nahm zwei, nahm drei Tropfen: er merkte an seinem Zustand keine Aenderung; die Schmerzen tobten wie immer. Also in des Himmels Namen! Er goß fünf Tropfen auf den Löffel; und mit bebender Hand schüttete er sie in seine Gurgel. Nichts änderte sich. Die Schmerzen tobten und waren unerträglich. Knirschend nahm er das Fläschchen und trank es aus. Nichts geschah. Nur schlief der Kranke nach einer Weile ein Wenig ein, mit den Schmerzen mengten sich beängstigende Träume und dann erwachte er wieder in seiner dunklen, qualvollen Einsamkeit. Es waren ja wohl nur gewöhnliche Kirchlorbertropfen gewesen, mit einem halben Promill Blausäure, und der Arzt erweist ihm nicht die innig erbetene Barmherzigkeit.

Wieder vergingen die Tage. Der Arzt kam und wechselte die Mittel und hatte manchmal ein wunderliches, geheimnißvolles Benehmen, das den Kranken beunruhigte. Am Ende besinnt er sich doch noch. Mit Hoffnung und mit Mißtrauen nahm er jede neue Medizin, saße Tränklein, widerliche Pulver, bittere Pillen. Doch wenn die Qualen nicht geradezu furchtbar waren, nahm er am Liebsten gar nichts. Er hatte sein Schreiben an den Arzt schon bereut. Diese Ungewißheit! Ob er nun eine Medizin nahm, eine Speise oder ein Getränk: wer bürgt ihm dafür, daß nicht der Doktor sein Gift hineingelegt hat? So war zur Leibespeini noch eine Seelenqual gekommen, eine immerwährende Todesangst ohne Tod, -- ein unerträglicher Zustand.

Und eines Tages, als es wieder arg war, als wieder der Arzt an seiner Seite saß, klammert der Kranke seine mageren Finger an einander und sagt: „Warum, Herr Doktor, haben Sie mir noch immer die Bitte nicht erfüllt?“

„Welche Bitte, mein Freund?“

„Ich hätte es längst überstanden. Sonst, wenn Sie mir nicht helfen konnten, hätten Sie keine Schuld; es liegt nicht in des Menschen Macht. Meine Lebenskraft ist aufgebraucht. Aber nun Sie meinen Wunsch kennen und ihn nicht erfüllen, sind Sie verantwortlich für mein Verbleiben. Sie können mir helfen und thuns nicht. Sie lassen mich nun schon Monate lang hinsterven und, statt daß es schnell vor sich ginge, thun Sie, daß es langsam geht. Die Qual verlängern: Das allein liegt noch in Ihrer Macht. Sagen Sie mir doch wenigstens, daß Sie mir meine Bitte nicht erfüllen wollen, damit ich weiß, wie ich dran bin. Vielleicht finde ich dann noch selbst den Muth, mich besser zu betten. So reden Sie doch!“

Darauf sagte der Arzt: „Ich will wohl reden, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nur mein Staunen ausdrücken. Sie haben mich in Ihrem Schreiben gebeten, Sie zu vergiften. Welcher Arzt wird nicht entkräftet sein, wenn ihm ein Worb zugemuthet wird? Ich aber, wissen Sie, war nicht entkräftet. Ich dachte: wenn die Krankheit unheilbar ist, weil alle Kräfte zur Reize gehen, dann ist es ja wirklich gewissenlos, ihn so lange leiden zu lassen. Man giebt ja kein momentan und heftig wirkendes Mittel, aber man giebt ein nicht minder sicheres, das sacht betäubt und lähmt und auflöst. Und Das, lieber Freund, hören Sie, Das habe ich Ihnen gegeben! An jenem Tag, als ich Ihnen die gelben Pulver darsah, habe ich in Gedanken von Ihnen Abschied genommen. Morgen, dachte ich, wird nur noch ein bewußtloses, verloschendes Geschöpf daliegen. Aber Sie, der so leidenschaftlich um den Tod bettelt, haben die Pulver ja gar nicht genommen!“

„Die gelben Pulver vor einigen Tagen? Die in blaues Papier gewickelt waren? Die so widerlich schmeckenden gelben Pulver? Die habe ich genommen!“

„Ja, und wahrscheinlich zum Fenster hinausgeworfen!“

„Ja mir genommen! Ganz nach Vorschrift, jede Stunde ein Pulver!“
Der Arzt blickte den Kranken betroffen an. „Sie hätten die Pulver eingenommen?! Sie hätten diese Pulver in der That eingenommen?“

„Aber ganz gewiß!“

„Ich meinte anfangs, als Sie am nächsten Tage noch lebten, daß ich mich vergriffen hätte, und versuchte ein solches Pulver an meiner alten Hauslage. Das Thier versiel in Starrkrampf und bereitete am zweiten Tage.“

Der Kranke schnellte aus seinem Bohnstuhl auf.

„Ich hätte . . . Sie hätten mir Gift gegeben?!“

„Und Sie hatten — trotz Ihrer Zusage — nicht die Güte, zu sterben.“ Gereizt war der Doktor, geradezu aufgebracht. Verbhaft fuhr er zu sprechen fort: „Sie wollen krank sein? Ein Simulant sind Sie und nichts Anderes! Ein Organismus, der von diesem Pülverchen nicht einmal ein Wischen Zuckungen bekommt, ist schon ein hartgefottener Sünder!“

„Dann bin ich eben schon zu sehr todt, um noch ordentlich sterben zu können“, antwortete der Kranke bitter.

„Sie haben Galgenhumor“, sagte der Arzt. „Doch ich versichere: Sie haben Grund zu wirklichem Humor. Wenn Sie sich nicht geradezu vor eine Eisenbahnmaschine legen oder in einen Hochofen springen, so erreichen Sie Methusalem's Alter. Erzählen Sie nach hundert Jahren meinen greisen Urenkeln, daß Sie mich, den Urgroßvater, ersucht hätten, Sie zu vergiften. Vielleicht ist einer davon Staatsanwalt und läßt Sie nachträglich noch einsperren.“

„Ich weiß nicht, Doktor, was Sie reden!“

„Bei meiner Treue, wenn Sie, Sie unheimlicher Mensch, die gelben Pulver wirklich verzehrt haben! . . . Aber nein, Sie irren sich wohl nur oberrenommiren . . .“

„Bei meiner Seele Seligkeit! Ich habe die Pulver gegessen!“

„Dann sind Sie immun. Dann ist Ihr sogenanntes Leiden nur die Folge überschüssiger Kraft, die nirgends hinauslann, weil sie nicht bethätigt wird. Werfen Sie doch Ihre Kleinkunst, den Plunder, zum Satan und werden Grobschmied oder Mauergehilfe oder Arbeiter auf einem Frachtenbahnhof und schlagen jeden Sozialdemokraten tot, der es auf Achtstundenarbeit abgesehen hat. Sie bedürfen keiner Raft, Sie vertragen keine, Sie Urelement, Sie, Sie . . . na, Mensch, ich schweige!“

Der Arzt reichte dem Kranken mit großer Geberde die Hand. Dieser war bloß verblüfft. Er war einer von Denen, die in solchen Momenten nicht recht wissen ob . . . und deshalb Das annehmen, was ihrer Neigung entspricht.

In der nächsten Nacht bohrte es wieder im Kopf, grub und krampfte es wieder in der Brust, zuckte es wieder in allen Nerven, aber nicht ganz so schlimm wie sonst. Wenn man weiß, daß es nur das Rumoren der überschüssigen Kraft ist, erträgt man wesentlich leichter, als wenn es das letzte Krampfen des vergehenden Lebens bedeutet. Am nächsten Tage nahm er den Spaten und ging in seinen Gemüsegarten. Zum Umfallen war ihm, so schlecht, aber er fiel nicht

um. Er begann, zu graben und Erde zu schaufeln; seine Glieder empörten sich über die Zumuthung und thaten rasend weh, er aber dachte: Ihr habt das gelbe Pulver ausgehalten, Ihr werdet auch das Bißchen Anstrengung aushalten! Und sie hieltens aus. So trieb er's nun manche Stunde und manchen Tag; und je müder er sich arbeitete, um so schwächer war das Bohren in seinem Haupt, das Krampfen in seinem Magen, das Zwacken in seinen Nerven. Natürlich: weil die Kraft anderswo aufgebraucht wurde. Das Vertrauen zu sich und seiner Kraft wuchs immer mehr, bis er sich das körperliche Arbeiten so angewöhnte, daß er dabei blieb und allmählich vergaß, einmal krank gewesen zu sein.

Der Doktor aber hält seit diesem Falle seinen Puder, mit zerriebenen Drogkörnern vermischt, für ein ausgezeichnetes Heilmittel; denn man macht daraus die gelben Pulver. Das Pulver kann übrigens auch weiß sein oder roth, aus Weizenmehl oder aus geriebenem Kalk, aus was immer, — wenn es nur mit der gehörigen Dosis Suggestion versetzt wird. Den Kranken ein Heilmittel zu suggeriren: Das ist nicht mehr neu. Doch glauben zu machen, daß der muthlose Kranke noch schwere Gifte zu besiegen vermöge: das Kurstück hat mein Doktor erfunden. Seine Adresse mag ich allerdings nicht angeben, weil man nicht wissen darf, wer unter den Schlangen der Schlaueste ist.

Graz.

Peter Rosegger.



Israel Sangwill.

Bequeme Logiker haben uns gewöhnt, den Engländer als den Praktiker aufzufassen. Er kennt, heißt es, keinen Gefühlsüberfluß, er ist ganz Mann der Thaten. Er hat den Stil geschaffen, der nach der Forderung Klappstocks gleich dem Gewande der Badenden dem Körper anliegt. Wenn wir den Wegen des Kritikers Kuskin folgen, müssen wir aus tieferliegenden Quellen schöpfen. Nach ihm schreibt jede Nation ihre Autobiographie in drei Manuskripten: in dem Buch ihrer Thaten, ihrer Werke und ihrer Kunst. Versuchen wir, den Charakter des Engländer's aus seiner Literatur zu analysiren, dann hilft uns das Kennwort „der Praktiker“ nicht vorwärts. Vor den Gefühlschägern, die sich hier offenbaren, erkennen wir schnell, daß der bequeme Logiker die Welt nur um ein Schlagwort bereicherte. Eben so ergreift es uns mit der Erfahrungsfülle auf dem Gebiet der bildenden Künste. Hier konnte eine Malerschule erblihen, die als höchstes Ziel alles Schaffens die Intenität des Gefühls proklamirte. Von hier aus konnte sich präaraffaelischer Einfluß über alle Kulturländer ergießen. Er konnte, in und trotz dem realistischen Zeitalter, ein festbegründetes Bollwerk der Romantik aufrichten. Gerade auf dem Boden des Insellandes ist ein üppiger, fast exotischer Flor religiöser und wissenschaftlicher Kunst erbliht. Einer der stärksten Romanschriststeller des heutigen England, Israel Sangwill, sagte die Doppelseitig-

keit der Volksnatur in ein Wort zusammen, das er in ein Autographenalbum schrieb. Sein kategorischer Imperativ lautete: Träume und handle. (dream and do). Unter den modernen Parnassiens Englands findet besonders die aktive Seite dieses Prinzips ihren Ausdruck. Aber selbst unter den Praktikern zeigen sich ausgeprägte Neigungen für das Träumen. So entstehen denn wunderliche Doppelnaturen wie Alfred Stevenson und Rudyard Kipling.

In Jangwill sind beide Kräfte in gleicher Stärke ausgebildet. Seinen Gang zur Romantik hat man aus der Thatsache seiner orientalischen Abstammung hergeleitet. Aber Jangwill ist vor Allem Dichter; und als Dichter hat er, jenseits von allen Verebungs-theorien, das unerklärliche Etwas seiner Wesensmischung empfangen. Den praktischen Gradstun des Engländers weiß er in seinem exakten Scharfsehen, in der Klarheit des Ausdruckes zu beweisen. In den Bereich der freischweifenden Phantasie entführt er uns und hält uns doch energisch an die Sachlichkeit gebunden. Jangwill zählt heute zu den standard authors in England. Sein Werk hat Volksausgaben erlebt und ist in die Tauchnitz-Bibliothek gedrungen. Von der Höhe seines Ruhmes blickte er einmal zurück und sagte, die Popularität eines Preisringers werde billiger erworben. Aber seine Popularität wurzelt doch in den Schichten der Denkenden. Die vornehmen Literaten tadeln die Graßheiten seiner Ausdrucksweise, gewisse architektonische Mißbildungen seiner Komposition; das Niveau seines Geistes aber ist auch ihnen das höchste innerhalb der Gilde aller lebenden Schriftsteller. Den Vorwurf der Weitschweifigkeit muß er mit den meisten seiner großen Berufsgenossen theilen. Trotzdem gerade unser Zeitalter der Weltpolitik reif ist für einen Strafparagrafen gegen die Rebseligkeit, scheint das Gesetz der Knappheit gegen das Wesen des Romans zu verstoßen. Jangwills Breite entstammt niemals einem geistigen Stoffmangel; nie ist er, nach Ticks Kubrizierung, zu den Verbünnern eher als zu den Dichtern zu rechnen. Er überladet vielmehr seine Schilderungen und Gespräche mit einem Ueberreichtum des Wissens. Er besitzt das Füllhorn der Abundantia, das nur die ganz Großen ihr Eigen nennen. Mit der auszeichnenden Marke der knappen Technik wird heute eine Reihe von Geistesprodukten versehen, die nur den Ruhm der Geschicklichkeit verdienen. Tadellosler Rockschmitt täuscht über innere Defekte. Die Meisterwerke der Weltliteratur zeigen uns blühende Fülle in wallenden Gewanden. Der Faltenwurf verhüllt und enthüllt ihre Leiber wie der der Parthenonskulpturen die königlichen Gebilde des Phidias. Homer und Goethe waren nie vollendete Techniker im Sinn Manpassants; Rembrandt und Tizian sparen in der Vollreifezeit ihres Schaffens nicht engherzig die reichen Mittel. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, aber nur in der Beschränkung, die aus der Fülle geboren wurde. Jangwills Graßheiten sind nicht fortzuleugnen. Man findet sie in all seinen Schöpfungen. Neben Momente reinsten Poesie und ethischer Höhe stellen sich diese Allzumenschlichkeiten. Sie werden nicht mit Unrecht als Schladen des Herkommens erklärt, als Zeichen eines gewissen Parvenuthumes, das die Drillarbeit zum Gentleman durchschimmern läßt. Jangwill begann seine Laufbahn mit einer politischen Satire. Er hat dann humoristische Bücher geschrieben und eine großartige Schettoliteratur geschaffen. Dann gab er uns einen bedeutenden Künstlerroman und neuerdings ist er wieder zur politischen Satire zurückgekehrt. Noch steht er in seiner besten Schöpferzeit, am Ende der

dreißiger Jahre. Es ist anzunehmen, daß sein Genie seinen Ruhm noch mehren wird. Heute, wie vor dreizehn Jahren, als er seine Laufbahn begann, lebt der Künstler dem gleichen Motto: „Einsam, schweigend, sorgenvoll und stark.“ Damals hatte er mit der bitteren Noth, mit trostlosem Familienelend und, als Abtrünniger, mit der Berachtung der Glaubensgenossen zu ringen. Heute ist er anerkannt. Er hat den Seinen und sich ein Heim im vornehmsten Künstlerviertel Londons eingerichtet, er reist durch die Welt, aber er hat sich nicht verändert. Etwas Müdes, Trauriges liegt über ihm, wie damals. „Die Mysterien der Kunst?“ fragt er; und antwortet seufzend: „Man muß ihretwegen so sehr viel leben!“

Schon sein erster Roman „Premierminister und Maler“, den er unter dem Pseudonym Freeman Bell erscheinen ließ, mußte sich dem Gedächtniß einprägen. Seit Beaconsfields Tagen hatte man eine ähnliche Fähigkeit dekorativer Phantasie nicht erlebt. In diesem eigenthümlichen Gemisch aus psychologischer Mikroskopie und wagemüthiger Hypothese, aus Realpolitik und Dichterinpiration, aus Highlife- und Lowlife-Elementen war für die Eingeweihten besonders die Sicherheit erstaunlich, womit der Sohn des londoner Ghettos auf dem Parquet des Hochadels einhertritt. Man bewunderte den geistreichen Einfall, in zwei Hauptgestalten des Buches nur einen einzigen Mann zu portraituren. Jangwill hatte in dem streng konservativen Premierminister und dem radikalen Stubenmaler einen merkwürdig doppelseitigen Staatsmann gleichsam in zwei Hälften zerlegt. Ein Widerspiel sehr realistischer und sehr romantischer Situationen verbarg die Absicht, bis sie schließlich, nach allerlei Mystifikationen, offenbar wurde. Man fühlte sich wie im Bann einer halbbrecherischen Gymnastik, die trotzdem töfscher ihre Aufgabe löst. Ein Reiz des Buches lag auch in der Entdeckung, daß noch andere Tagesgrößen hinter Verschleierungen erkennbar wurden. Der Leser genoß die Wonnen diskreter Indiskretionen.

Aber dieser literarische Erfolg half dem Autor zu keiner Existenz. Er mußte das Joch des Journalismus weiterschleppen. Die Schellenkappe begann er zu schütteln, daß die Glöckchen klangen. Man belachte seine lustigen Bücher „Der Junggesellenklub“ und „Der Altejugfernkub.“ Man glaubte Jangwill bereits im Hafen der Spazmacher gestrandet. Das Jahr 1892 war herangekommen, als sein Buch „Die Kinder des Ghetto“ erschien. Hier war ein ganzes Volksthum mit dem Reichthum seiner Typen, seiner Traditionen, seiner alten und neuen Probleme plötzlich an das Tageslicht gerückt. Man empfand einen starken Pulsschlag in unmittelbarer Nähe, wo bisher nur schwache Lebensspuren unbedeutlich vernommen worden waren. Das londoner Ghetto war entdeckt. Nachbarlich hatte man bisher mit Menschen zusammen gelebt, die hinter offenen Thoren ihren Sonderstaat im Staat, ihr Rassengepräge jäh bewahrt hatten. Mit gleich sicherer Hand zeichnete Jangwill im ersten Theil des Werkes das Elend der londoner Ostend-Juden, im zweiten den Duzus der Westend-Kreise, der internationalisirten „Großkinder“ des Ghetto. Auf beiden Seiten standen Vertreter der orthodoxen, der reformirten und ganz freidenkerischen Ueberzeugung. Janner blieb des Dichters Objektivität gewahrt. Er greift jede Halbheit, alles Pharisäerthum, allen Fanatismus mit Thakeraus Schärfe. Er gebietet über den Gemüthsreichthum des großen Dickens, wenn eszüge echter Herzengüte aufzuspüren gilt. Pathetik und echter Humor vereinten sich zu schönem Bunde.

Kunstvoll liefen die Fäden hinüber und herüber. Zangwill zeigte die gewaltige Tragikomödie eines vorwärts drängenden Prinzips im Kampf mit Jahrhunderte alten Vorurtheilen. Müde und doch der Zukunft gewiß läßt er Hasseros vorwärts schreiten. Alles Leid, alles Glück der Zusammengehörigkeit mit dieser „größten und zugleich niedrigsten aller Rassen“ wird überzeugend geschildert. Wie Goethe, steht auch Zangwill bewundernd vor diesem Prinzip der Beharrlichkeit, „diesen menschlichen Paradoxen, die sich jeder Umgebung anpassen, auf jedem Arbeitsfeld behaupten, die allgegenwärtig sind und unzerstörbar wie eine Naturkraft.“ Dieses Buch sicherte dem Dichter den Rang. Aber es gab auch Aestheten, die die Ghettoatmosphäre nicht mochten. Besser behagte ihnen der 1896 erscheinende Künstlerroman „Der Meister“. Die Analyse einer großen Künstlernatur mußte den Dichter locken, dem sie die Möglichkeit bot, seine persönliche Kunstauffassung zu beichten. Er erweiterte diese Entwicklungsgeschichte eines bedeutenden Malers zu einem glänzenden Bilde des londoner Kunstlebens. Er enthüllte die Geheimnisse einer Genienatur und zeigte sie unter der Einwirkung hemmender und fördernder Zeiteinflüsse und Erlebnisse. Aus dem Naturzustand eines in der Schneewelt Kanadas lebenden Knaben führt die Bahn in den Glanz höchsten Erdenthanmes. Die eingeborene Kraft des Genius rettet sich aus solchem akademischen Regelzwang. In Sturm und Wirbelwinden der Leidenschaft bleibt die Lösung: Excealsior!

Die wachsende Unbuldsamkeit des Antisemitismus trieb den Dichter ins Judenviertel zurück, ans Studium der Geschichte Israels. Das neue Buch, „Die Träumer des Ghetto“, sollte die stärksten jüdischen Weisheitselden vorführen und beweisen, daß in dieser Rasse die Kraft ragender Kulturträger zu finden ist. Alle großen Ideologen des Volkes mußten aus dem Dunkel auferstehen und sich in lebendigem Thun offenbaren. Eine Brücke wurde aus dem Anfang der Zeiten bis in die Gegenwart geschlagen und über sie hin zog die stattliche Schaar. Ein einleitendes Gedicht giebt die Grundstimmung des Riesengemäldes. Moses und Christus, die beiden Stammesbrüder, begegnen und grüßen einander mit frieblichem Ruf. Aber eine Kirchenhymne und ein Synagogenschor setzen laut-schallend ein: und sehen und leidvoll wandern sie auf verschiedenen Wegen weiter. In fünfzehn Einzelkapiteln vollzieht sich nun ein chronologischer Aufmarsch. Jeder dieser Bruchtheile ist zugleich eine unabhängig in sich geschlossene Schöpfung. Wir werden auf den Schauplatz des ältesten Ghettos, nach Venedig, geführt. Ein Knabe verirrt sich hier während der strengen Fastenzeit aus den Ghetto-mauern unter die andersgläubigen Mitbürger. Als Fremdling kehrt er heim; „etwas Größeres war in sein Leben gekommen: das Bewußtsein eines weiteren Universums da draußen“. Die Erscheinungen Aostas, Spinozas, Moses Mendelssohns, Feines, Cassalles, Beaconsfields lösen einander in charakteristischen Einzelnovellen ab. Die Zionistenbewegung wird auf einem ihrer Kongresse als idealistischer Versuch gekennzeichnet. Im Epilog erscheint der Dichter selbst als Weltreisender auf dem Boden Jerusalems. Dort, wo alle Sehnsucht der Träumer ihren Ausgang nahm, zieht er die Summe seines Wissens und Grübelns. Bewundernsworth ist für jede Persönlichkeit das historische Milieu herausgearbeitet. Immer schmiegt sich der Vortrag dem Stoff an. Alle Helden des Buches träumen den selben Traum von der Erlösung des Stammes durch ihre

Mission. In verschiedener Form gaukelt das Phantom durch die Köpfe. In Spinoza ist es ein pantheistischer Kult, in Acosta ein Verständnisideal, in Sab-batai Zevi der Messiasgedanke, in Mendelssohn die reformierte Orthodoxie, in Goethe ein wiedergeborenes Hellenentum, in Casselle der Sozialstaat, in Beaconsfield die Torydemokratie und bei den Zionisten ein neulokalisiertes Volksthum. So weit es möglich war, hat Zangwill Tatsächliches aus dem Leben seiner Helden zu Grunde gelegt; er scheut aber nicht das Bekenntnis, daß ihm, bei allem Streben nach historischer Treue, die dichterische Wahrheit höher gilt. Gemeinsam ist seinen träumenden Helden eine tragische Schicksalsbestimmung. Zangwill erkennt ihre Sehnsucht als unerfüllt; aber dem Optimisten scheint die Zeit reif für einen neuen religiösen Ausdruck.

Nach der Vollendung dieses Buches muß Etwas von dem weltfremden Zustand der Votassefer über den Dichter gekommen sein. Aber seine Lebensparole lautete: Träume und handle. Mächtig regte sich in ihm der Drang nach Aktion, als die Katastrophe des südafrikanischen Krieges über England hereinbrach. Hier gab es für den Philosophen ein schweres Gegenwartproblem zu meistern. Er hatte die Wandlung Englands vom Staatssozialismus zum Weltimperialismus miterlebt und mußte, seiner Natur gemäß, der Frage nach dem Woher und Wohin nachdenken. In dem Roman „Der Mantel des Elias“ hat er seine Ansichten über das letzte Vierteljahrhundert englischer Politik enthüllt. Ein politischer Roman, der zugleich anklagt und verteidigt. Trotz der Bedeutung, die in England die Politik im Leben des ganzen Volkes hat, sind dort bisher nur selten politische Romane entstanden. Beaconsfield hatte mehr an eine Ausfaat seiner Ideen als an Menschenschilberung gedacht. Trollop und Meredith wollten zeittypische Charakterbilder. Zangwill erstrebte frappante Ähnlichkeit, ließ sich aber das Recht nicht nehmen, den Stoff mit Poetenwillkür zu gestalten. Es war nicht schwer, in dem Idealisten Marjmont Gladstone und in dem ehrgeizigen Bob Broser, dem Jünger des Propheten, Chamberlain zu erkennen. Marjmont wird als „der größte unbewußte Dumbbug aller Zeiten“, wie ihn die vox populi im Gegensatz zu Beaconsfield, „dem größten bewußten Dumbbug aller Zeiten“, getauft hatte, dargestellt. Broser ist der brutale Egoist, der sich vom republikanischen Volksvertreter bis zum imperialistischen Premierminister wandelt. Er thut Alles zum Wohl des Vaterlandes und zugleich zum eigenen Wohl; immer empfindet er sich als Träger des Prophetenmantels und er ändert den Schnitt je nach der Witterung. Zangwill verurteilt den südafrikanischen Krieg als ungerecht, entschuldigt seine Mitbürger aber mit der historischen Beweisführung: „John Bull sieht auf seiner Insel nie die Leute, die er bedrückt. Er glaubt wirklich, daß er für die Gerechtigkeit kämpft, auch wenn er in den ungerechtesten Krieg zieht.“ Sich selbst aber schildert der Dichter als Lebendig-Toten, dessen Seele ein Massengrab erstorbener Gefühle ist. Doch sein Empfinden ist nicht tot; und wenn er sich eines Tages entschließt, von der Negation zu scheiden und das Leben froh zu besäßen, wird seiner gereiften Kunst noch reichere Segen lohnen.

Jarno Zeffen.



Selbstanzeigen.

Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen. Wiegandt & Grieben, Berlin SW. Preis 1,50 Mark.

Diese Schrift will einem lebenskräftigen Patriotismus dienen, sucht eine Erklärung für die scholle Stimmung, die trotz steigendem Wohlstand und äußerer Machtentfaltung auf unserer Volksseele lastet, und findet sie vor Allem in dem mehr und mehr überhandnehmenden Bureaokratismus und dem engen, polizeilichen Geist, dem starren Formalismus, der all unser öffentliches Leben, also auch unsere Schulen zu überwuchern droht. Sie theilt die Ansicht des Herrn Karl Jentsch, daß durch die Bureaokratie das eigentlich Berwerfliche an der Sozialdemokratie, die durch Vernichtung der Individualität herzustellende Uniformität, schon weithin verwirklicht worden und im Grunde unser straffer bürokratischer Geist, mit dem man die Sozialdemokratie zu erdrücken wünscht, recht eigentlich deren Vater sei. Wesentlich Neues will diese Schrift nicht bringen, wohl aber gewichtige Zeitstimmen sammeln, aus denen ein Schluß auf das breite öffentliche Urtheil zu ziehen ist. Ich glaube nämlich nicht, daß heute „Nur die erste Bürgerpflicht“ ist. Mit dem Schimpfen am Bierisch ist auch nichts gewonnen. Wir müssen den Kampf gegen unbestreitbare Mißstände in unserem öffentlichen Leben offen aufnehmen, nicht den schadenfrohen Feinden unserer Staatsordnung überlassen, sondern ihnen womöglich den Wind aus den Segeln fangen. Meine Absicht war, nach meinen Kräften alle wahren Vaterlandsfreunde zu eifrigem Kampfe für unsere Kultur aufzurufen und damit zum Kampfe gegen alles Veraltete, Morose, Unhaltbare in unserem öffentlichen Leben, wobei vergleichende Blicke auf das freiere Bürgerleben in England besonders lehrreich schienen. Dabei kam ich besonders auf eine Kritik unserer Schulverhältnisse, die mir trotz allen bisherigen sogenannten Reformen einer wahren, gründlichen Reform noch zu bedürfen scheinen. Darin gerade hat mir bisher das öffentliche Urtheil mit einer beinahe erstaunlichen Einmüthigkeit Recht gegeben. Ich gebe als Beleg nur das Zeugniß eines anerkannten Schulmannes, der über meine Schrift sagt: „Ein frisch geschriebenes, vortreffliches Buch, vor Allem sehr nützlich zu lesen für Direktoren und Lehrer höherer Lehranstalten. Der Verfasser ist ein konservativ gerichteter Gymnasiallehrer, aber er greift trotzdem kräftig zu; oder vielleicht gerade wegen seiner Stellung und Auffassung. Der Verfasser kennt England und nicht nur die auf dem Festland reisenden Engländer. Es wäre gut, wenn alljährlich eine Reihe unserer Schulräthe, Direktoren und Lehrer nach England geschickt würde, um ihren Blick über die Extemporalien hinaus ein Wenig auszuweiten und zu lernen, worauf es bei der Erziehung ankommt. Als Vorbereitung dazu kann Gurlitts Schrift dienen.“ Besonderen Werth aber wird man auf das Gesamturtheil von Houston Stewart Chamberlain legen, der an mich schrieb: „Ich verdanke Ihnen einen Tag voll Genuß und Anregung, voll ernstem Denkens und heiteren Auflachens, mit manchem tieftraurigen bejahenden Zunicken und immer wieder doch mit dem Gefühl, daß, so lange es so klarblickende und frischwollende Deutsche wie Sie giebt, man doch zuversichtlich hoffen darf und soll. Wie sehr ich mit jedem Worte übereinstimme, das Sie über falsche Methoden und Bestrebungen der Schule aus-

führen, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Wie wahr und wie werth, weiser und eindringlicher ausgeführt zu werden, ist Alles, was Sie sagen über die Unzulänglichkeit der Methode, die Beanlagung der Schüler nur nach ihrer sprachlichen Befähigung oder gar nur nach ihrer Anlage zum Memoriren zu beurtheilen und sie Dem entsprechend zu befördern!" Dieses Urtheil und die Thatsache, daß in sechs Monaten sechs Auflagen meiner Schrift nöthig wurden, lassen mich hoffen, daß mein ernster Mahnruf, zu dem ich mich nicht ohne schwere Selbstprüfungen entschließen konnte, nicht nutzlos verfliegen werde. Friedrich Paulsen sagt einmal: „Nicht, was geschrieben, sondern, was gelesen wird, ist das Entscheidende.“

Steglich.

Dr. Ludwig Gurlitt.

◆
Die Bekämpfung der sexuellen Infektionskrankheiten. Neuer Frankfurt-Verlag, Frankfurt a./M. 1903.

Der Vorschlag, die ansteckenden Geschlechtskrankheiten auf dem Wege eines Reichsgesetzes zu bekämpfen, ist bekanntlich schon oft gemacht worden und auch im Reichstage ist darüber debattirt worden. Noch nie hat man aber bisher versucht, den Entwurf eines solchen Gesetzes im Einzelnen fertig zu stellen. Diesen Versuch habe ich nun gemacht. Ich bin davon ausgegangen, daß, soll den Geschlechtskrankheiten wirksam begegnet werden, man dem dänischen Vorbild die Vorschrift der Zwangsheilung entnehmen muß. Als Korrelat ist aber auch die Krankenpflege Diensten unentgeltlich zu gewähren, die sie fordern. Ferner verlange ich: fakultative Anzeigepflicht des Arztes, Verbot des sexuellen Verkehrs der Geschlechtskranken, Regulirung der Prostitution durch ein gerichtliches Verfahren sowohl bei der Aufnahme wie der Entlassung der Dirnen.

Frankfurt a./M.

Dr. med. W. Hanauer.

◆
Gros. Verlag von Karl Siegmund, Berlin 1903.

Eine Probe:

Fromme Seelen.

Wenn Jesuitenpater Bonifazius
 Die Fastenpredigt hielt in Wien zur Osterzeit,
 Da strömten zu dem auserlesenen Genuß
 Viel Frauen aller Art herbei von weit und breit.

Der Pater, der noch vierzig Jahre nicht gezählt,
 Hat stets nur ernste, philosophische Thematata
 Zu seinen Auseinandersetzungen gewählt,
 Zu denen er der Regier Gottoverleugung sah.

Er kämpfte gegen sie mit Feuereifer, wild,
 Im Namen des dreieingen Gottes Himmelsmacht
 Und bot dabei mit seinem dunklen Bart ein Bild
 Von überwältigender, unjagbarer Pracht.

Was er scholastisch und an Schlüssen ausgeführt,
 Verstand von seinen Hörerinnen keine wohl,

Doch hat des Redners weiche Stimme sie gerührt;
So wurd' er selbst bald ihr gefeiertes Idol.

Ein frommer Schauer rieselte durch ihren Leib,
Wenn die sonore Stimme' von Sünd' und Buße sprach,
Wenn, wohl berechnet auf das mitleidvolle Weib,
Durch Christi Leid er fast das Herz den Armen brach.

Und doch ward wohlthig ihnen bei dem Thränenstrom,
Nur kannten sie der Stimmung tiefre Ursach' nicht.
So füllte seit Jahrhunderten manch schönen Dom
Nur das Erotische, das durch das Mitleid bricht.

• Josef Gruenstein.

Lessings Leben und Werke. Mit einem Bildniß Lessings. Stuttgart, Karl Krabbe.

Dieses Buch wendet sich an weite Kreise; es ist deshalb gemeinverständlich abgefaßt. Seine Aufgabe sah ich darin, die wesentlichen Grund- und Charakterzüge des Dichters und Menschen Lessing in einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen. Die Vielseitigkeit dieses Mannes erfordert zum Verständniß auch eine Betrachtung der hauptsächlichsten geistigen Strömungen, die sein Erdreich bespülten. Der Verfasser ist dieser Pflicht eingedenk gewesen. Eben so dürfte der Ausflüg in die Geschichte unserer Muttersprache von Luther bis Lessing Manchem nicht unwillkommen sein. Und die im letzten Abschnitt des Buches gegebene Zusammenstellung inhaltlich geordneter Aussprüche Lessings — 325 an der Zahl — bildet eine Art Lessing-Spiegel, der das Bild dieses herrlichen Menschen und erhabenen Geistes in seiner charakteristischen Eigenart wiedergiebt.

Hamburg.

• Adolf Wilhelm Ernst.

Vieder auf einer alten Laute. Lyrisches Portrait aus dem sebzehnten Jahrhundert. Mit farbigem Umschlag von Franz Raager. Im Insel-Verlag. 11 $\frac{1}{2}$ Bogen. Preis 3 Mark.

Mein Buch ist, wie ich wohl kaum noch erst zu versichern brauche, kein archaisches. Ich wende in ihm die Methode, ein Stück Leben künstlerisch so treu wie nur irgend möglich zu geben, auf die Vergangenheit an. Ursprünglich nur eine Art Liebhaberei, hatte das Studium der gerade verrufensten Zeit unserer Vorkriegszeit mich nach und nach so gefesselt, daß es mir schließlich Bedürfnis wurde, meine Freude an diesen Dingen, die nun schon so lange von Allen vergessen sind, auch Anderen mitzuthellen. Als „grauer Theoretiker“ verfiel ich darauf, es nicht durch eine gelehrte Ausgrabung etwa in Form einer Anthologie zu thun, wobei nach meinem Ermessen auch bei durchgeseibtester Auswahl doch immer noch die Hälfte Staub geblieben wäre; sondern ich suchte aus einem bestimmten Individuum heraus den Eindruck, den ich empfangen hatte, in eigenen Originalen selbständig — und zwar ausschließlich mit den Mitteln jener Zeit — widerzuspiegeln. Diese Arbeit, deren Ergebnis also als Charakter-, Kultur- und Sprachbild zugleich aufgefaßt werden will, bereicherte mich solchen Genuß, daß ich hoffe, ein Theil davon wird sich auch auf meine Leser übertragen.

Wilmersdorf.

• Arno Holz.

Der Kampf um den Prospekt.

Brennend, so sagt man ja wohl, ist plötzlich eine Grundfrage des Börsenrechtes geworden. Brandstifterin: die Diskontogesellschaft. Sie hatte den Prospekt für den Umtausch der fünfprozentigen rumänischen Schatzbonds in eine eben so hoch verzinsliche Rentenanleihe der Zulassungsstelle der berliner Börse eingereicht. Die Behörde glaubte, gewisse Erweiterungen der Inhaltsangabe verlangen zu sollen. Am dem selben Tage, wo von dieser Forderung gemunkelt wurde, that der Telegraph der Welt kund und zu wissen, die gewünschten Unterlagen seien vom rumänischen Finanzministerium umgehend abgesandt worden. Die Diskontogesellschaft aber hatte es mit dem Umtausch sehr eilig: sie wartete nicht, bis auf Grund des genehmigten Prospektes die neue Anleihe zum Börsenhandel zugelassen war, sondern veröffentlichte etwas einem Prospekt Ähnliches in den Zeitungen und forderte zur Subskription auf. Als vom rumänischen Finanzministerium die nöthigen Unterlagen herbeigeschafft und von der Diskontogesellschaft die geforderten Ergänzungen in den Prospekt eingefügt waren, wurde er genehmigt. Aber das seltsame Vorgehen der Diskontogesellschaft hatte die Zulassungsstelle so unangenehm berührt, daß sie die Frage aufwarf, ob ein solches Verfahren überhaupt gestattet sei und ob die von der Börsenbehörde nicht genehmigte Ankündigung einer Wertpapier-Emission im Ernst ein Prospekt genannt werden dürfe.

Interessant war dabei zunächst die Haltung unserer Presse. In den meisten Blättern wurde nur ganz kurz, ohne Angabe des Falles, um den es sich handelte, mitgetheilt, welche Zulassungsstelle erdortet habe. Nur in wenigen Blättern wurde die Diskontogesellschaft genannt und in noch wenigeren gesagt, was doch gesagt werden mußte: daß die Diskontogesellschaft in einer kaum noch loyal zu nennenden Weise versucht habe, eine wichtige Schutzbestimmung des Börsengesetzes zu umgehen. Daß die Zulassungsstelle sich nicht verleiten ließ, den von ihr nicht genehmigten Ankündigungen den Namen „Prospekt“ abzuspochen, war richtig. Denn auch nach dem Börsengesetz ist nicht nur das von der Behörde mit dem Imprimatur Versehene ein Prospekt; das Gesetz unterscheidet ausdrücklich zwischen genehmigten und nicht genehmigten Prospekten. Nur für Wertpapiere, deren Prospekt genehmigt ist, darf ein amtlicher Börsenpreis festgesetzt werden. Der Prospekt ist eine Erbschaft aus den Gründerjahren, also eine Einrichtung, die schon vor dem Börsengesetz bestand. Die Gründer gaben den Aktien, die sie dem Publikum zum Kauf anboten, gern ein Loblied mit auf den Weg. Der Prospekt wurde möglichst prunkvoll ausgestattet. Das war der Veim, auf den die Wimpel gehen sollten. Und damit dieser Wimpelzug nicht gestört werde, gab man der Presse mehr oder minder reichliche Beteiligungen, um sie zum Schweigen zu bringen. Da dieser Prospektunfug die Schwindelwirtschaft wesentlich unterstützt hatte, verlangten, in der Kagenjammerstimmung der Krachzeit, die Börsen, alle Emissionen einleitenden Kundgebungen sollten ihnen vor der Publikation zur Begutachtung vorgelegt werden. Die berliner Börsenbehörde hatte sich im Lauf der Jahre gewöhnt, solche Prospekte ziemlich streng zu beurtheilen, und die Grundsätze ihrer Praxis in den „Leitenden Gesichtspunkten“ der früheren berliner Zulassungs-Kommission festgelegt.

Das Börsengesetz konnte auf diesem dunklen Gebiet zwei Wege einschlagen. Die zu schaffende Zulassungsstelle konnte zu materieller Prüfung jedes Prospektinhaltes verpflichtet werden. Dann aber wäre das neue Börsengesetz mit all den Mängeln belastet worden, unter denen das alte Aktiengesetz, das den Konzeptionszwang bei der Gründung von Aktiengesellschaften vorschrieb, gelitten hatte. Wie damals dem kurzfristigen Publikum die konzeptionirende Behörde eine Art Vorsehung schien, die jeder von ihr genehmigten Aktiengesellschaft gewissermaßen die Weichen erteilte, so hätte es jetzt die Zulassungsstelle als ein Kabinat angesehen, das nur Koschere, der Gesundheit und dem Seelenheil unschätzbliche Wertze passiren ließ. Daß dieser Weg vermieden wurde, war ein Glück. Die Zulassungsstelle darf zwar Emissionen hindern, die erhebliche allgemeine Interessen verletzen oder offenbar zu einer Ueberschätzung des Publikums führen; wo sie aber einer solchen Gefährdung der res publica nicht sicher ist, braucht sie nur dafür zu sorgen, daß dem Publikum die Möglichkeit gegeben wird, das zur Beurtheilung der bei der Emission in Betracht kommenden rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse nöthige Material nach allen Seiten zu prüfen. Das Börsengesetz übernahm also aus dem neuen Aktiengesetz den Grundsatz weitester Publizität. Auch der Gegner des Börsengesetzes muß zugeben, daß die der Zulassungsstelle vorgezeichneten Normen zu den brauchbarsten Theilen des Gesetzes gehören. Nicht Milderung, sondern Verschärfung ist hier zu wünschen. Wird das Publikum ausreichend und öffentlich informiert, dann vermag der Aktienkäufer, dessen Verstandniß überhaupt in dieses der Schulweisheit fremde Gebiet hineinreicht, sich durch selbständiges Urtheil gegen Ueberschätzung zu schützen.

Eine ganze Weile aber hat man sich schon gewöhnt, neue Wertpapiere zunächst zu emittiren und dabei zu versprechen, die Zulassung der Aktien werde später nachgesucht werden. Die Väter des Börsengesetzes waren Optimisten und glaubten, auf Grund eines noch nicht genehmigten Prospektes werde eine öffentliche Subskription nicht mehr möglich sein. Darin haben sie sich getäuscht. Manchmal war solche Subskription doch — und mit recht gutem Erfolg — möglich. Zu loben aber ist diese Praxis nicht; mit Recht sagt der sicher nicht börsenfeindliche münchener Professor Walter Loh im Handwörterbuch der Staatswissenschaften: „Sollte diese Praxis häufiger werden, dann würden die Garantien für die Wirksamkeit der Zulassungstellen allerding's ziemlich nutzlos werden.“ Zum Glück sind diese Fälle immerhin aber noch selten und es entspricht nicht den wirklichen Verhältnissen, wenn im Reichsanzeiger gesagt wird: „Die Geschäftspraxis, die die Emissionshäuser bei der Ausgabe neuer Wertpapiere beobachten, läuft in vielen Fällen darauf hinaus, daß zunächst die betreffenden Papiere im Wege einer Zeichnung-Einladung dem Publikum angeboten werden und daß darauf die Zulassung dieser Papiere zum Handel an den Börsen beantragt wird.“ Noch waren nicht viele Fälle dieser Art zu verzeichnen und große Häuser wählten sehr selten diesen gefährlichen Weg. Manchmal sind sie freilich dazu gezwungen; zum Beispiel: bei Kapitalserhöhungen von Gesellschaften, deren alte Aktien schon zum Börsenhandel zugelassen sind. Hier müssen zunächst die Aktionäre ihr Bezugsrecht ausüben und dann erst wird die Zulassung der jungen Aktien beantragt. Von verschiedenen Seiten, auch von mir schon, ist vorgeschlagen worden, die Genehmigung vor der Kapitalserhöhung nachzusuchen. Das erlaubt aber

das heute geltende Gesetz nicht; denn die Aktien müssen voll eingezahlt sein, bevor die Genehmigung zur Zulassung erteilt werden kann. Hier ist eine Aenderung des Gesetzes nöthig; innerhalb einer kurz zu bemessenden Frist müßte auch für die jungen Aktien die Zulassung zum Börsenhandel beantragt werden. Und ein neuer Paragraph des Aktiengesetzes müßte vorschreiben: Bei Gesellschaften, deren Stammkapital schon an einer Börse gehandelt wird, ist das auf junge Aktien eingezahlte Kapital so lange getrennt und sicher zu verwalten, bis die Genehmigung zum Handel auch für die jungen Aktien erfolgt ist; wird diese Genehmigung aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt verweigert, so ist das eingezahlte Geld den Aktionären zurückzuerstatten. Hätten wir 1900 schon eine solche Vorschrift gehabt, dann hätten die Aktionäre der Treber-Gesellschaft und der Preussischen Hypothekbank wenigstens den auf die eben erst bezogenen jungen Aktien entfallenden Theil ihres Geldes noch zu retten vermocht.

Wenn wir von diesen Kapitalerhöhungen absehen, finden wir nur wenige Fälle, wo die Emission der Zulassung voranging. Allerdings klagt die Hautobanques darüber, daß bei Emissionen, die mit ausländischen Firmen zusammen gemacht werden, die Praxis der deutschen Zulassungstellen die Emission in Deutschland verzögere. Das mag für die beteiligte deutsche Firma nicht gerade angenehm sein, giebt ihr aber natürlich nicht das Recht, eine Schutzmaßregel des Börsengesetzes zu umgehen. In der Frankfurter Zeitung las ich staunend den Satz: „Es dürfte doch ein Unterschied zu machen sein zwischen solchen Fällen, in denen die Zulassung überhaupt für unsicher angesehen werden muß, und anderen, bei denen es sich nur um das Verlangen einer leicht zu beschaffenden Ergänzung handelt.“ Dieser Anshonung widerspricht die Grundtendenz des Prospektzwanges im Börsengesetz; nicht darauf kommt es an, ob die Ergänzung leicht oder schwer zu beschaffen, sondern ganz allein darauf, ob die Ergänzung wichtig ist; und die Antwort auf diese Frage hat nur die Zulassungstelle zu geben. Fehlt eine von der Zulassungstelle für wichtig gehaltene Auskunft im Prospekt, so ist er unzulänglich und der Zweck des Gesetzes wird nicht erreicht, der befürchtete Uebelstand nicht vermieden.

Schon die Thatfache, daß eine Firma auf Grund eines nach ihrem Verlieben verfaßten Prospektes ein Wertpapier emittirt, verdient ernste Rüge. Die Diskontogesellschaft aber hat, während die Zulassungstelle über den von ihr eingereichten Prospekt berieth und entschlossen war, ihn für unzulänglich zu erklären, diesen selben Prospekt dem Publikum vorgelegt, um es zum Rentenkauf zu animiren. Das war nicht nur ein Versuch, das Börsengesetz zu umgehen, sondern geradezu eine Verhöhnung der Zulassungstelle; die beste Antwort wäre gewesen, die Zulassung um mindestens ein halbes Jahr hinauszuschieben. Was hätte man gesagt, wenn nicht Herr von Danfemann, sondern weiland Hugo Edwy solches Wagnis gewagt hätte? Jetzt schweigt die Presse. Und in den selben Blättern, deren politische Redakteure eben erst die rumänischen Finanzen pechschwarz malten, las man — ich nehme das Berliner Tageblatt aus — vor der Emission im Handels- theil Artikel und Notizen, denen der unkundige Thebaner den Glauben entnehmen mußte, rumänische Rente sei das feinste Papier, das zu haben ist. Plutus.



Notizbuch.

Sraf Bülow hat schwere Tage. Der Triumph über die Rottenkorum, den seiner Leute Uebereifer ihm zuschrieb, hat nicht lange vorgehalten. Von allen Seiten sieht er sich jetzt bedrängt; und die sichtbaren Gegner sind nicht die gefährlichsten. Täglich wird in irgend einem deutschen Parlament, einer Pastoralkonferenz oder Volksversammlung gegen die geplante Wegräumung des Jesuitengesetzes ein drohender Beschluß gefaßt. Schon lassen viele Bundesregierungen verkünden, daß sie Preußens Antrag ablehnen werden. Warum mußte der Kanzler auch allzu früh die Instruktion der preussischen Stimmen ausplaudern? Die Leute sogar, die in schönen Bruststücken sonst für Rechtsgleichheit und wider jegliches Ausnahmegesetz donnern, kreischen nun laut, als drohe von Vologas wilde, verwagener Jagd Allgermanien Lebensgefahr. Natürlich wird sich im Deutschen Reich nicht viel ändern, wenn die der Gesellschaft Jesu Angehörigen nicht mehr aus dem Bundesgebiet gewiesen noch in bestimmte Orte und Bezirke gesperrt werden können. Oder glaubt ein Erwachsener, Deutschland sei seit dreißig Jahren von Jesuiten frei? Wähnt ein Angeblendeter, im langen Ordenskleid und flachen Krempeuhut sei Ignatii frommer Sohn ein schlimmerer Feind als in Moderat und blankem Cylinder? Nur der Bundesrath — auch daran muß heute Vergeßlichkeit wieder erinnert werden — hat bisher die Beseitigung des Ausnahmegesetzes verhindert, die von der Reichstagsmehrheit oft gefordert wurde. Aber die Zeit ist dem Plan nicht günstig. Die Centrumshäuptern gespendete Gnadenfülle hat die Evangelischen beunruhigt. Daß der Kanzler den für den Fall des trierer Bischofes zuständigen Richter in Rom suchte, gab auch Unfrommen ein Aergerniß. Alter Unmuth ist wieder erwacht und manche Partei, die mit dem Brotwachterruf zu verhungern fürchtet, hofft, mit antiklerikalem Schlagschrei bessere Wahlgeschäfte zu machen. So ward ein Feuerstein angefaßt, das unschädlich bald wohl verglümme, wenn nicht von oben her in die Funken geblasen würde. Kostbare Bälge sind in Bewegung. Und dem armen Kanzler erscheint in bangen Nächten der Weiße Mann. So gut hatte er gemeint! Tichnowsky, Arenberg, der schwarze Salon am Königsplatz, die Exspiritisten der Kamarilla: eine wundervoll gefügte Organisation, die nie versagt. Wer soll denn die neuen Röhne bewilligen, die Kosten herrlich sieghafter Weltpolitik, Handelsverträge, Kanonen, Kanal und Alles, was plötzlich etwa noch gewünscht, erstrebt werden könnte? Ohne das Centrum sind wir ja doch schwachmatt. Und jetzt soll das mühsam geschaffene Werk Sünde sein. Jetzt wird dem einstigen Reichsfeuilletonisten nachgezählt, auch sein Schwiegervater Minghetti habe den offenen Kampf gegen die Papstmacht gekent; im Kanzlerhaus herrsche italienischer Geist; und wenn es so weiter gehe, sollte man lieber gleich einen Nuntius an die Spree rufen. Enttäuschung. Fein gesponnene Intriguen. Unterirdischer Damenkrieg, den ein mächtiger Generalstab leitet. Graf Bülow hat schlaflose Nächte und muß sich vor den Gästen zu dem gewohnten Lächeln zwingen. . . Da, endlich, ein Trost in trauriger Zeit! Der Kanzler drückt auf den Klingelknopf. „Hier; zu schneller Verbreitung.“ Loblied der russischen Presse auf Deutschlands Bedienen. Ungeahnte Fortschritte nach allen Seiten. Die ganze Welt bewundert die lückenlose Reisterleistung staatsmännischer Kunst. Solche Erfolge wären unter Bismarck nicht möglich gewesen. Das alte Attachölächeln ist wieder da. Draußen prüfen Weheime und Wirkliche Weheime den Preßgekraft. Das wird nicht wirken, meinen die Klügsten. Aus Kopenhagen bezogen,

grinst Feuer; soll für die Besuchszeit die Temperatur erhöhen. Ein Anderer zieht die Brauen hoch: Das schmeckt nicht nach Dänemark; der Handelsvertragschlichter soll beginnen und Sergej Julitsch legt die Guirlanden bereit... Das schnell Verbreitete bleibt unwirksam. Das Lächeln weicht wieder. Das Grübeln verschwindet. Wechselieber. Der herbeigeklingelte Professor verschreibt Chinin. Entsetzlich! Dieses Mittel kam vor zweihundertunfsechzig Jahren aus Peru, ein Kardinal brachte es bei Römern und Römern in die Mode, aber der alte Spaniolennamen blieb: Polvo de los Jesuitos.

Herr Dr. Rudolf Breitscheid schreibt mir:

„Jrgendwo las ich einmal eine recht amüsante Schilderung der tragikomischen Erfahrungen eines empfindsamen Reisenden, der Wien vor der 1859 erlassenen freieren Gewerbeordnung besuchte. An seiner Garderobe hatte sich ein Defekt herausgestellt und als sparsamer Hausvater wollte er sich daran machen, den Schaden eigenhändig zu repariren. Er ging aus, um die nöthigen Utensilien einzukaufen; aber da von Kunst wegen verboten war, einen Gegenstand feilzuhalten, zu dessen Anfertigung man den Befähigungsnachweis nicht besaß, so mußte der Fremde von Ding zu Kunst laufen, ehe er das Vischen Handwerkzeug beisammen hatte, dessen man bedarf, um einen abgerissenen Knopf zu ersetzen. Im übrigen Deutschland lagen um diese Zeit die Dinge nicht mehr ganz so schlimm wie in dem armselig reaktionären Oesterreich; aber es ist bekannt, daß nicht allzu lange vorher auch hier ähnliche Zustände herrschten. Ueberall war mit dem Verfall des mittelalterlichen Handwerkes leerer Schematismus an die Stelle von ursprünglich gesunden und kraftvollen Organisationen getreten. Das Kleingewerbe suchte das Heil, das es in sich selbst nicht mehr fand, in der strengen Beobachtung traditioneller, aber unzeitgemäßer Formen. Die Großindustrie erwachte langsam und begann, ihre Glieder zu recken. Das Handwerk, das seine Kraft verthan hatte, ahnte den gefährlichen Feind, dem es nach Art aller rückständigen Schwächlinge durch um so zäheres Festhalten an überlebten Regeln zu begegnen suchte; und während der Gegner erstarrte, schwächte es sich selbst, indem es den Glauben an die Ueberlegenheit einer Waffe lehrte und nährte, die doch nichts war als ein Kinderzäbel in der Hand eines schwachen Greises. Die freie, nicht kunstgemäße Arbeit wurde mit allen Mitteln unterdrückt und mit ängstlicher Sorgfalt ward darauf geachtet, daß nicht das eine Gewerbe die Grenze überschreite, die es von dem anderen trennte. Dem, der Spinnrocken anfertigte, war verboten, Flaschenzüge herzustellen; für den Brodbäcker war es ein beinahe todeswürdiges Vergehen, Weisbrot zu backen und feilzuhalten; mit kindischer Eifersucht wurden die wirklichen oder angeblichen Interessensphären bewacht und die bestallten Kunstmeister betrieben die Jagd auf die Pflücker und Störer, die ‚Bühhasen‘, wie einen Sport, der willkommene Abwechslung in das stumpfsinnige Einerlei ihres Lebens brachte. An diese Zustände erinnern mich manche Erörterungen, die sich an die Babel und Babel behandelnden Vorträge des Professors Friedrich Delius geknüpft haben. Da sind auf dem Gebiete der Wissenschaft wieder einmal künstlerische Belleitäten laut geworden, ähnlich den Forderungen, die vor hundert oder zweihundert Jahren die Blüthezeit des Handwerkes künstlich verlängern wollten. Wie das Handwerk ängstlich den Schematismus der Kunst hütete, so thut es jetzt besorgt von den Lippen der Theologen, daß die Religion doch ihre Formen brauche, und das liberalere Jugstänbniß, diese Formen könnten nicht unveränderlich sein, erregt banges Kopfschütteln oder gar Empörung.

Herr Delišsch wird als ‚Stören‘ gebrandmarkt. Die Theologie sucht ihn in Mißkredit zu setzen durch den Hinweis darauf, daß er nicht den von der Kunst der Gottesgelehrten vorgeschriebenen Befähigungsnachweis erbracht hat; er gehört einem anderen, natürlich minderwertigen Gewerbe an: wie kann er sich da erdreisten, tie von den weisen Meistern sorgfältig gezogenen Grenzen zu überschreiten und Produkte feilzuhalten, von deren Herstellung er als Kunstfremder doch schlechterdings nichts versteht? Das ‚Schuster, bleib bei Deinem Leisten‘, das der Kaiser ‚unserem guten Professor‘ mild abweisend zurief, wird bei den Kunstfanatikern schnell zu dem wilden Geschrei, das die Jagd auf den Bönhäsen einleitet. Der Assyriologe hat sich eines Uebergriffes in das Gebiet der Theologie schuldig gemacht! Auf die Schwankenden und Zweifelnden wird der Vorhalt, daß Der, dessen Worte sie gefangen nehmen, nicht die der Ordnung gemäße Qualifikation besitz, zu reden, seine Wirkung nie verfehlen; und er hat den weiteren Vortheil, im Kreise der Nachgenossen bei den Leuten, die sachlich mit dem Kollegen von der anderen Fakultät übereinstimmen, die berufliche Eifer sucht zu erwecken. Wenn man die tadelnden Sätze liest, sollte man glauben, der Assyriologe sei in eine von der seinigen durch Abgründe getrennte Wissenschaft eingebrochen und habe dort versucht, altüberkommene Systeme mit freier Hand zu stürzen. Und was ist die Wirklichkeit? Um Eins gleich vorweg zu nehmen: Herr Delišsch hat, wie der Brief des Kaisers berichtet, die Gottheit Christi in Zweifel gezogen. Aber diese Frage wurde in einer Privatgesellschaft erörtert; und die Anfertigung von Gegenständen für den eigenen Bedarf oder ausschließlich als Probe der Kunstfertigkeit ging selbst die alte Kunst nicht an. Nur in Dem, was der Professor durch Wort und Schrift der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht hat, kann nach den Indizien eines Uebergriffes in die Berechtigte eines anderen Handwerkes gesucht werden. In seinem zweiten Vortrag, in dem er, vielleicht im Glauben an die Zustimmung des Kaisers, etwas mehr aus sich herausging, hat der Professor mit ein paar nicht gerade wie Hansarüstöße klingenden Sätzen seinen Zweifeln daran Ausdruck gegeben, ob das alte Testament den Charakter ‚offenbarter‘ oder von ‚offenbarem‘ Geist durchwehter Schriften behaupten werde, und diese Zweifel ergaben sich mit Nothwendigkeit aus den Prämissen. Das Thema der Vorträge stand in enger Beziehung zu theologischen und dogmatischen Fragen. Sollte da der Redner an den Grenzen seiner Assyriologie plötzlich Halt machen, sollte ihm nicht erlaubt sein, die Schlussfolgerungen zu ziehen und offen anzusprechen, die jedem denkenden Menschen nah lagen? Nun sagt man: einem ‚gewaltigen Genie‘ hätte man die Grenzverletzung gestattet, aber Herr Delišsch sei dieses gewaltige Genie nicht. Gewiß: der Professor, dessen Darlegungen der Altmeister der Assyriologie, Julius Oppert in Paris, ‚hochstrabende und pausbäckige Phrasen‘ nannte, hat nichts Geniales. Aber gehört denn wirklich Genie dazu, Das zu wiederholen, was selbst von zahllosen Theologen schon ausgesprochen ist? Ein Schuster, der seinen Leisten verläßt und nach einem in zahlreichen Exemplaren vorliegenden Muster einen Rock, ein Hemd oder ein Brot herzustellen versucht, braucht doch weder Genie noch Inspiration. Und wenn Herr Delišsch die Eigenschaften besäße, die man ihm nicht ohne Grund abspricht: die Angriffe wären darum nicht minder heftig. Als er in seiner akademischen Antrittsrede die Bedeutung des Studiums der Unvatergeschichte erörterte, sagte Schiller: ‚Wer hat über Reformatoren mehr geschrieben als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des

Wissens mehr auf als eben Diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fachten mit Erbitterung, mit Feindsüde, mit Verzweiflung. Kein bereitwilliger Repermaacher als der Brotgelehrte. Es ist nun einmal so: unsere Brottheologen haschen nach den Mitteln, deren sich die verfallenden Künste bedienen; sie verfechten mit ihren schartigen Waffen das Programm der wissenschaftlichen Handwerker.“

Ein junger Philosoph schreibt mir:

„Wie Allen, die dem akademischen Betrieb nah stehen, ist auch mir bekannt, in welcher Weise im Allgemeinen die Doktorpromovirung an deutschen Universitäten bewirkt wird und wie sehr die Promotionsziffern für die verschiedenen Hochschulen, je nach dem Ruf der ‚Schwere‘ und ‚Strenge‘, der den Fakultäten anhaftet, schwanken. Mit fast Allem, was in dem am siebenten März hier veröffentlichten Philologenbrief gesagt war, kann ich deshalb übereinstimmen. Noch Eines aber möchte ich betont hören. Der Dokortitel wird ja nicht aus durchschnittlich gleichen und gleichwerthigen Motiven erworben; die Voraussetzungen, unter denen der Doktorand ins Examen geht, sind wissenschaftlich und materiell sehr verschieden. Wie man den Doktor honoris causa von dem rito Promovirten zu unterscheiden hat, so auch zwischen dem Promovenden, der in einer Wissenschaft, deren Staatsexamen er gemacht hat, den Doktorgrad erwerben will, und zwischen den Studirenden, denen die Promotion selbst und nur sie den Abschluß der Studien bedeutet. Will man scharf und daher möglichen Einzelfällen gegenüber vielleicht ungerecht trennen, so kann man für die weit überwiegende Mehrheit der Fälle von einer Birtitel- und von einer Berufstitel-erwerbung reden. Offiziell wird diese Unterscheidung nicht anerkannt; in praxi aber wird ihr bekanntlich von den meisten Fakultäten aller deutschen Universitäten Rechnung getragen. Der Rechtspraktikant oder Referendar, der Lehramtspraktikant und wissenschaftliche Hilfslehrer, der junge Arzt und jetzt wohl auch der staatlich approbirte Ingenieur: sie Alle haben schwere Staatsexamina hinter sich und damit implicite die Anerkennung als wissenschaftlich gebildete, mit so und so vielen akademischen Bier- und anderen Semestern öffentlich beglaubigte Vertreter ihrer Disziplin. Für diese Leute könnte verständiger Weise der Dokortitel nur einen Werth haben, wenn er auf Grund absolut neuer, selbständiger und bedeutender Fachleistungen erworben wäre; denn das ‚genügende Wissen‘ ist ihnen ja schon durch das Zeugniß des Staates diplomirt. Im strengsten und besten Sinn läme daher diese Kategorie der wissenschaftlich Gebildeten nur für den doctor honoris causa eigentlich in Betracht. Dem ist nun nicht so. Sondern das epitheton ornans eines doctoris utriusque oder Dergleichen steht mindestens so lange angenehm in die Augen, wie man noch nicht Landgerichts- oder sonstiger Rath irgend einer Klasse ist. Man promovirt also. Alle Promotionen schreiben neben der ‚wissenschaftlichen Arbeit‘ ein mündliches Rigorosum vor; es überschreitet selten den Rahmen eines Hauptfaches und zweier Nebenfächer, wofür der Zeitraum von zwei Stunden zur Prüfung festgesetzt ist. Ich darf wohl annehmen, daß Jedem zum Bewußtsein kommt, welche Posse im besten Fall ein ernsthaft unternommenes Examen ist, dem ein in dieser Wissenschaft längst staatlich Approbirter in einem verschwindend kleinen Bruchtheil des Wissens unterzogen wird, das dieser Approbirte in den harten Zeiten seines Staatsexamens zur Verfügung haben mußte. Wer Das aber nicht einsieht, darf sich nicht wundern, wenn einzelne Fakultäten von

diesen inhaltslosen Formalitäten absehen zu dürfen meinen und schließlich sogar in absentia promoviren. So lange das Schwergewicht dieser Promotionen darauf beruht, daß der staatlich approbirte Examinand ein winzig kleines fachwissenschaftliches Thesen, unter Ausbeutung der „einschlägigen Literatur“, auf zwanzig bis fünfzig Seiten leiblich ernsthaft zu behandeln weiß und daß er dann hauptsächlich im „Mündlichen“ die Nachkontrolle der Fakultät gegenüber dem Diktum des Staates überdauert: so lange wären diese Zierpromotionen am Besten einer einzigen, ständigen Kommission überlassen, die Tag und Nacht die neugebackenen Staatsvolontäre einer nachsichtigen Nachwäsche unterzöge. Ich wiederhole: Jedem sind diese Verhältnisse und Anschauungen zur Gewohnheit geworden; nicht zuletzt den Fakultäten. Jeder weiß: der junge Arzt, der eine künftige Stadtpraxis in Aussicht nimmt, schreibt einen völlig gleichgiltigen Krankenbericht aus seiner Praktikantenerfahrung nieder und „promovirt“ damit; seine „schriftliche Arbeit“ pflegt er unter Lachen und Pfeifen in den Kater Tagen nach seinen Staatsexamensfeierlichkeiten zu verfassen; fürs „Mündliche“ aber oßtet er nochmals unter Seufzen und Stirnrunzeln das schon wieder vergessene Material des Staatsexamens durch, um es dann zum zweiten Male endgiltig und desto gründlicher zu vergessen und den Nachschlagewerken zu überlassen. Mit Recht, dünkt mich. Aber drei Tage danach steht dann auf dem Messingschild: Dr. med. Das ist für die Stadtpraxis unentbehrlich. Junge Landärzte pflegen zu schmugeln und ihre drei- bis fünfhundert Mark Gebühren in der Tasche zu behalten: bei den Bauern draußen sind sie so wie so der Herr Doktor. Mutatis mutandis ist's bei den anderen jungen Staatsbeamten gar nicht oder um nur Weniges besser. Wie aber steht zum Dokortitel und dessen Preliminarien der junge Mann, dem diese Prüfung Staatsexamen und Wissenstrigorum zugleich vorstellen muß? Hat er — ich will gerecht bleiben und nur sagen: in den weitaus meisten Fällen — Theil an der mit Recht mehr und mehr dem Achselzucken anheim fallenden Doktorenfabrikation? Sein Dokortitel ist für ihn das in angestrengter, scharfer wissenschaftlicher Arbeit erreichte Resultat seiner gesammten Studien. Sein Dokortitel beruht am Ende meist auf einem Buch, das die konzentrierte Leistungsfähigkeit seiner besten Jugendjahre zeigt. Und das mündliche Examen, das er zu überwinden hatte, war meist ein Fragenextrakt aus dem weiten Gebiete des Wissens, das von ihm verlangt wird. Oft sind die unheilvoll kurzen Examinensminuten bei dem überreichen Stoff für einen solchen Doktoranden peinlicher und schwerer zu bestehen als ein con amors sich abwickelndes schriftliches Staatsexamen. Der Ziertitel wird um seiner selbst willen erstrebt. Es erscheint dem Petenten lächerlich, sich um ein Haar mehr anzustrengen, als gerade unbedingt nothwendig ist, um das gewünschte Ziel eben noch zu erreichen. Auf seiner Visitenkarte pflegt so zu stehen, mit welchen Präbikaten der Titel geschmückt worden ist. Der Berufstitel aber ist fast ausnahmslos Qualitätstitel. Der junge Philosoph oder Nationalökonom, Naturforscher oder Literaturhistoriker weiß genau, daß in den allermeisten Berufen, die ihm zugänglich sind, eine starke Nachfrage nach Qualitätleistungen besteht und daß ihm insbesondere der akademische Beruf nur bei genügend hervorragender Leistung offen sein wird. Diese Männer wollen nicht Doktoren schlechweg, sondern graduirte Doktoren mit ehrenvollen Präbikaten werden. Man sieht also: beide Kategorien tragen den selben Titel und haben doch ganz verschiedene Voraussetzungen und Ziele. Davon zu erinnern, war der Zweck dieser Ergänzung des beachtenswerthen Philologenbriefes.*

Aus einem Brief an den Herausgeber:

Am sechzehnten Januar 1903 war ein Reisender genöthigt, von Dresden nach der kleinen Station Gertenbach, zwischen Eichenberg und Rassel, zu fahren. Da die Schnellzüge dort nicht halten, erschien als einzig mögliche direkte Verbindung der Personenzug Nr. 580, der von Halle abends 10,31 abfährt und in Gertenbach 7,01 morgens ankommt. Obwohl im Hendlschel (Nr. 347) der Zug als durchgehend bezeichnet wird, telegraphirte man von Dresden an den Bahnhof Halle, fragte, ob der Zug durchgehe, und bat um Reservirung eines halben Abtheils erster Klasse. Die Antwort lautete: „Ja. Nur Ganzcoups und ohne Bettwäsche“. Auf der Station Halle ergab sich als erste Schwierigkeit, das Gepäck durchgehend zu expediren, weil keine Taxen bis Gertenbach vorgesehen seien und eine Berechnung nach Kilometerzahl unzulässig sei. Nach langen Verhandlungen nahm man das Gepäck an, aber nur gegen Mehrzahlung von weiteren 36 Kilometern, bis Rassel; das Gepäck dürfe aber in Gertenbach ausgehändigt werden. Die zweite Schwierigkeit spielte sich im Zug ab. Der Schaffner erklärte kategorisch, die Reisenden hätten in Nordhausen morgens 2,11 den Zug zu verlassen, bis 4,27 sich auf dem Bahnhof zu vergnügen und dann in den selben Coups die Reise fortzusetzen. Der zu Hilfe gerufene Zugführer erklärte, er wolle versuchen, den Reisenden im Coups zu lassen; doch rief der Schaffner beim Schließen der Thür höhnisch: „Ich glaube nicht, daß Sie es erreichen werden“. Trotz dieser üblen Weissagung installirte sich der Reisende wie in einem Schlafwagen; er entkleidete sich, in der angenehmen Hoffnung, bis 7,01 schlafen zu können. In Nordhausen wurde um 2,11 morgens bei schneidender Kälte, während der Abtheil stark geheizt war, die Thür weit aufgerissen und der Stationsvorsteher fordberte in hartem Befehlstone auf, den Wagen zu verlassen; auch die Wartesäle, sagte er, seien geheizt. Daß man, um dahin zu gelangen, eine kalte Treppe auf- und absteigen muß, beobachte er wohl nicht. Die sehr berechtigten Vorstellungen, daß der selbe Wagen zwei Stunden später die Reise fortsetze und daß die Station Halle telegraphisch das Durchlaufen dieses Wagens bestätigt habe, hatte keinen Erfolg. Der Stationsvorsteher behauptete, er könne für das Verbleiben des Reisenden nicht die Verantwortung übernehmen, weil der Zug rangirt werde. So begann der unglückliche Reisende denn seine Toilette, die er aber noch nicht vollendet hatte, als der Wagen sich langsam in Bewegung setzte, auf ein anderes Gleis geschoben wurde und hier sich selbst überlassen blieb. Nun erlosch auch die Lampe im Coups und in der Dunkelheit ging natürlich die Toilette noch langsamer vor sich. Endlich war der Reisende fix und fertig angezogen und erwartete einen Gepäckträger, um, gemäß dem drakonischen Befehl des Stationsvorstehers, der sehr weit entfernten Wartehalle zuzustreben. Aber Niemand kam auf seinen Ruf; und nach zwei qualvollen Wartestunden setzte sich der Wagen gen Rassel wieder in Bewegung. Der Reisende litt an einem schweren Bronchialkatarrh. Er mußte, nach der telegraphischen Antwort, glauben, daß er in einem durchgehenden Wagen ans Ziel kommen werde. Was sagt Herr Budde dazu?“

Um den greisen König Georg nach langer Krankheit zu grüßen, ist der Kaiser nach Dresden gereist und die Monarchen haben Reden gewechselt, deren herzlicher Ton überall gern gehört worden ist. Daß der Kaiser gerade jetzt, nach dem ersten Quisquilärm, dem Haupt der Wettiner eine Höflichkeit erwies, war von klugem Takt empfohlen. Ehe der König von Sachsen gen Süden fuhr, sprach er seine Vandleute in einem

Gelaf an, dessen schlichte Würde die besten Zeiten deutscher Monarchie ins Gedächtniß ruft. Offen redet bey alle Deyr von dem „schweren Unglück“, das ihn und seine Familie getroffen hat, und bittet mit bescheidenem Stolz um Vertrauen; nicht als König von Gottes Gnaden, sondern als ein Mann, der immer wahrhaftig befunden wurde. Der wichtigste Satz des Gelafes lautet: „Glaubet nicht Denen, die Euch vorstellen, daß hinter all dem Unglücklichen, das uns betroffen hat, nur geheimnißvoller Lug und Trug verborgen sei, sondern glaubt dem Wort Eures Königs, den Ihr nie als unwahr erkannt habt, daß dem unendlich Schmerzlichen, das über uns hereingebrochen ist, lediglich die ungebändigte Leidenschaft einer schon lange im Stillen tief gefallenen Frau zu Grunde liegt.“ So spricht ein Sachsenherzog zu seinen Volksgenossen. Das Wort muß man sich merken; nicht nur, weil der Vorgang ohne Beispiel in der Geschichte ist, nein: als das Schlüsselwort, das uns endlich von der Luiselegende befreit. Eine großartige Frauennatur, hieß es, habe unerträglich Ketten gebrochen, freiwillig dem Glanz des Fürstenpalastes, den nahen Wonnen des Königthrones entsagt und mit dem Recht souverainer Leidenschaft sich ein neues, ein erstes Glück zu schmieden versucht, aus eigener Kraft. Leider sei sie eines Wecken und Abenteuerers Beute geworden, nicht milder deshalb aber der Barbarensinn zu beurtheilen, der die Mutter nicht aus Bett des erkrankten Kindes rückkehren ließ. Vängst weiß mans anders. Die Frau des sächsischen Kronprinzen, die in den Bräutigam und jungen Ehemann Friedrich August recht nach der Flitterwochenkunst verliebt war, ging nicht freiwillig: sie wurde im Arm des Hauslehrers André Girou gefunden und mußte gehn, weil sie nicht bleiben durfte. Hätte der Zufall nicht die Oberhofmeisterin in die unvertiegelten Freuden des Schäferstündchens geführt: die Toskanerin trüge noch heute Titel und Würden. Nicht der Hauslehrer, auch nicht der Zahnarzt war ihre erste Irrung. Sie war nicht geknechtet, nicht von harmlosester Lebenslust abgesperrt, sondern hat in Dresden, in London und anderswo ungenirt gelebt, als Prinzessinnen zu leben pflegen. Nach Allem, was ans Licht gelangt war, konnte der Gedanke, sie auch nur auf Stunden ins Mutterrecht heimkehren zu lassen, nicht aufstauken. Und mag Herr Girou ein Beck oder Geldjäger sein: Die nur ihn tabeln, sollten bedenken, wie weit die ältere Frau seinen geheimsten Wünschen entgegengekommen sein muß, ehe der dürftige Hauslehrer auch nur wagen konnte, der ersten Dame des Königreiches das leiseste Zeichen wärmeren Empfindens zu geben. Kein menschlich Fühlender wird der armen Frau, deren schlimmstes Vergehen nicht der Ehebruch, sondern das skandalöse Benehmen nach den Ehebrüchen war, Mitleid versagen. Nur durch amtliche Rescripte spukt noch die Freiheit des Willens; Luise wurde, was sie unter determinirenden Umständen werden mußte. Mit der Mär von ihrer großartigen Natur, von dem Edelinn der Heldin, die des Wesens Krone nicht brechen ließ, hat man lange genug aber leere Hirne gefüttert. Luise von Toskana hat das Haus der Wettiner vor Reportern geschimpft und verhöhnt und den Angegriffenen dann verboten, die über alles Erfordern hinaus beweiskräftigen Akten des Scheidungsprozesses zu veröffentlichen. Der König mußte sprechen und hat wie ein König gesprochen. Die Legende ist aus. Wieder einmal wurde dem Philister sein bestes Menschengefühl zu schuddem Zweck abgelistet. Wie oft schon? Und wie lange noch? . . . Der Dichter, in dessen mächtigster Strophe Unsterbliche verlorene Kinder himmelan tragen, gab den Deutschen das Xenion:

Was Euch die heilige Pressfreiheit
Für Frommen, Vorthail und Frächte beut?
Davon habt Ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.